

## REZENSIONEN

*Danyel, Jürgen/ Behrends, Jan Claas (Hgg.): Grenzgänger und Brückenbauer. Zeitgeschichte durch den Eisernen Vorhang.*

Wallstein Verlag, Göttingen 2018, 251 S., ISBN 978-3-8353-3289-8.

Der Band „Grenzgänger und Brückenbauer. Zeitgeschichte durch den Eisernen Vorhang“ enthält zehn biografische Interviews, die Jürgen Danyel und Jan Behrends zwischen 2013 und 2018 mit ihren älteren Fachkollegen geführt haben. Zu ihren Gesprächspartnern zählen Christoph Kleßmann, dem der Band gewidmet ist, Dietrich Beyrau, Włodzimierz Borodziej, Wolfgang Eichwede, Hans Henning Hahn, Jerzy Holzer, Miroslav Hroch, Michael G. Müller, Karl Schlögel, Anna Wolff-Powęska sowie Klaus Zernack. Die Interviews mit den zwischen 1930 und 1956 geborenen Forschern zeigen, wie trotz politischer Barrieren, ideologischer Differenzen und unterschiedlicher Methoden Kontakte zwischen westdeutschen Historikern und ihren Fachkollegen im Ostblock geknüpft und gepflegt wurden, welche Rolle dabei persönliches Engagement spielte, aber auch welche Folgen die politische Großwetterlage sowie einfache Missverständnisse für bilaterale Kooperationen zeitigen konnten.

Die Texte des Bandes liefern nicht nur eine Fülle von Anekdoten über Individuen und Institutionen, die die Geschichtsschreibung in West- und Osteuropa in den vergangenen Jahrzehnten mitgestalteten. Sie bringen auch Erkenntnisse, Thesen und Intuitionen, die in konventionellen wissenschaftlichen Texten wenn überhaupt, dann selten so prägnant formuliert werden. Als Beispiel mag eine Aussage von Włodzimierz Borodziej gelten. Danach gefragt, warum die 1972 gegründete Gemeinsame Deutsch-Polnische Schulbuchkommission weder in den deutsch-tschechoslowakischen noch in den deutsch-sowjetischen Beziehungen ein Pendant hatte, antwortete Borodziej, der in der Kommission zuerst als Sekretär, dann als Mitglied und schließlich als Co-Vorsitzender tätig war, mit dem Hinweis auf deutsche Schuldgefühle. Er erklärte, dass „die Tätergeneration auf der deutschen Seite und besonders die Angehörigen der Flakhelfer-Generation, wie etwa Klaus Zernack, [...] aus eigenem Verantwortungs- und Schuldgefühl heraus agiert haben“. Mit Bezug auf Hans Lemberg, mit dem Borodziej an einem großangelegten Editionsprojekt arbeitete und befreundet war, fügte er hinzu: „Er hat für die Tschechen sehr viel übriggehabt, aber Schuldgefühle ihnen gegenüber hat er nicht unbedingt gehabt.“ (S. 114) Das Motiv der Wiedergutmachung als Antrieb für die Aufnahme und Intensivierung der westdeutsch-polnischen Wissenschaftskooperation zeichnet sich auch in anderen Interviews ab.

Ein weiteres Leitmotiv des Bandes ist die Reflexion über die Verfassung, den Status und die Zukunft der osteuropäischen Geschichte in der deutschen Wissenschaftslandschaft. Dietrich Beyrau erklärt zum Beispiel: „[W]ir machen Regionalgeschichte, aber nicht, weil diese Region etwas Besonderes ist, sondern aus sprach-

lichen und pragmatischen Gründen. Der normale deutsche Historiker lernt bestenfalls Englisch oder andere westliche Sprachen, aber nicht Russisch oder Polnisch“. (S. 184) Michael G. Müller träumt wiederum „immer noch davon, dass es irgendwann nicht mehr nötig sein wird, die Sicherung der Regionalkompetenz in Bezug auf Osteuropa institutionell zu betreiben“, denn „[d]ie Konstruktion ‚Osteuropäische Geschichte‘ oder ‚Geschichte Ost-Mitteleuropas‘ war ja immer eine Hilfskonstruktion. Methodisch unterscheidet uns ja nichts von der Allgemeinen Geschichtswissenschaft.“ (S. 98) Mit Blick auf den Habitus der deutschen (Osteuropa)Historiker stellt Karl Schlögel (selbst)kritisch fest, dass sie „gegenüber der russischen akademischen Sphäre zwar nicht kolonialistisch auftreten, aber immer eine methodische sowie theoretische Überlegenheit suggeriert haben“ (S. 62) und nur selten bereit waren, den Wert der russischen Grundlagenforschung sowie die Tiefe der Umwälzungen anzuerkennen, der dortige Forscher seit den 1990er Jahren ausgesetzt sind.

Der Quellenwert der Gespräche geht aber über den regionalen Kontext hinaus. Die biografischen Interviews der beiden Herausgeber mit ihren älteren Fachkollegen kann man nämlich als eine besondere Form von *ego-histoire* betrachten. Ende der 1980er Jahre bezeichnete Pierre Nora mit diesem Begriff eine damals in der Geschichtsschreibung neue Gattung: die Selbsthistorisierung der Historiker, die sich von klassischen Autobiografien durch eine vertiefte Reflexion über den eigenen Werdegang als Vergangenheitsforscher unterscheidet.<sup>1</sup> Da nur einige der von Danyel und Behrends interviewten Historiker autobiografische Schriften vorgelegt haben,<sup>2</sup> handelt es sich in den meisten Fällen um der breiteren Öffentlichkeit bisher unbekanntere Darstellungen. Die einzelnen Gespräche variieren natürlich je nach Temperament und Veranlagung des Befragten. Einige fallen sehr persönlich aus, andere beziehen sich vorwiegend auf die wichtigsten beruflichen Stationen. In manchen wird die Bedeutung familiärer Prägungen deutlich, andere veranschaulichen wiederum die Rolle von Zufall und Koinzidenz. Insgesamt zeigt der Band aber, wie unterschiedliche Wege zur Geschichtswissenschaft führten, wie wechselhaft sich das

<sup>1</sup> Nora, Pierre: Présentation. In: *Ders.* (Hg.): *Essais d'ego-histoire*. Maurice Agulhon, Pierre Chaunu, Georges Duby, Raoul Girardet Jacques Le Goff, Michelle Perrot, René Rémond. Paris 1987, 5-7; siehe auch: *Passerini, Luisa/Geppert, Alexander C. T.* (Hgg.): *European Ego-histoires. Historiography and the Self 1970-2000*. Athen 2001; *Niethammer, Lutz*: *Ego-Histoire? Und andere Erinnerungs-Versuche*. Wien 2003. – Das seitdem zunehmende Interesse der Vergangenheitsforscher an Selbsthistorisierung führte dazu, dass einige Beobachter sogar einen *autobiographical turn* in der Geschichtsschreibung konstatieren: *Vinen, Richard*: *Poisoned Madeleine. The Autobiographical Turn in Historical Writing*. In: *Journal of Contemporary History* 46 (2011) 3, 531-554; siehe auch: *Popkin, Jeremy D.*: *History, Historians and Autobiography*. Chicago 2005.

<sup>2</sup> *Holzer, Jerzy*: *Od wojennych wspomnień do bliskich przyjaźni: spotkania z Niemcami [Von Kriegserinnerungen zu engen Freundschaften: Begegnungen mit Deutschen]*. In: *Orłowski, Hubert* (Hg.): *Moje Niemcy, moi Niemcy. Odpominania polskie [Mein Deutschland, meine Deutschen. Polnische Rückbesinnungen]*. Poznań 2009, 65-72; *Ders.*: *Historyk w trybach historii [Ein Historiker im Räderwerk der Geschichte]*. Kraków 2013; *Hroch, Miroslav*: *Learning from Small Nations*. Interview. In: *New Left Review* 58 (2009) 41-59; *Ders.*: *Studying Nationalism Under Changing Conditions and Regimes. An Intellectual Autobiography*. Antwerp 2018.

Verhältnis zwischen intrinsischer Motivation und den äußeren Umständen gestaltet, und wie bereichernd für den eigenen Werdegang der grenzüberschreitende Austausch sein konnte. Dem Band „Grenzgänger und Brückenbauer“ kommt somit das Verdienst zu, die nach wie vor dürftige Forschungsliteratur zu Verflechtungen zwischen der west- und osteuropäischen Geschichtsschreibung nach 1945 um (auto)biografische Perspektiven zu erweitern.

In der Einleitung erklären die Herausgeber, dass die beschränkten Ressourcen ihrer Arbeit Grenzen auferlegt haben: „Die Auswahl der Gesprächspartner für diesen Band muss unbefriedigend bleiben.“ (S. 12) und die meisten Leser werden nach der anregenden Lektüre bestimmt Lust auf mehr haben. Es sind allerdings weder die Auswahl noch der Umfang der Interviews, die das Lesevergnügen mindern. Was mehr stört, ist die nicht völlig nachvollziehbare Fußnotenpolitik. Braucht man dem deutschsprachigen Leser wirklich zu erklären, wo Kaliningrad (S. 67) und Lemberg (S. 64) liegen, wer Dahrendorf (S. 68) und Solschenizyn (S. 66) waren oder was man unter dem Begriff *longue durée* (S. 60) versteht? Der Verzicht darauf zugunsten ausführlicherer Erläuterungen über Persönlichkeiten und Institutionen aus dem östlichen Europa, die den meisten Lesern wenig, wenn nicht gänzlich unbekannt sein mögen, wäre dem Band besser bekommen. Mit Blick auf den besonderen Quellenwert der Gespräche mit den deutschen, polnischen und tschechischen Grenzgängern und Brückenbauern darf man außerdem den Wunsch äußern, dass der Forschung nicht nur die zugrundeliegenden Originaltranskriptionen zugänglich gemacht werden, wie im Archiv des Zentrums für Zeithistorische Forschung in Potsdam bereits geschehen, sondern auch die Tonaufnahmen.<sup>3</sup>

München

Kornelia Kończal

<sup>3</sup> Diesen Weg geht seit 2013 Holly Case in ihrem Projekt „East-Central Europe Past and Present“, indem sie Aufnahmen ihrer biografischen Interviews mit Osteuropahistorikern im Internet veröffentlicht: <https://ecepastandpresent.blogspot.com> (letzter Zugriff 02.05.2019).

*Becher, Peter/Höhne, Steffen/Krappmann, Jörg/Weinberg, Manfred (Hgg.): Handbuch der deutschen Literatur Prags und der Böhmisches Länder.*

J. B. Metzler Verlag, Stuttgart 2017, 445 S., ISBN 978-3-476-02579-1.

Gezielte Zwiespältigkeit kennzeichnet das rezensierte Handbuch über die territorial aufgefachte deutschsprachige Literatur, die auf dem Boden der böhmischen Länder entstanden ist. Im Vorwort wird die beabsichtigte Besonderheit des Handbuchs angesprochen, denn die Herausgeber wagen eine literaturgeschichtliche „Neuvermessung“: „An die Stelle der mehrfachen ‚Absonderung‘ der Prager deutschen Literatur und ihrer Autoren tritt dabei eine Betrachtung der Gesamtheit der deutschsprachigen Literatur in Prag, Böhmen und Mähren mit allen ihren Wechselwirkungen.“ (S. VII) Die Herausgeber verfolgen damit ein doppeltes Ziel: Einerseits wollen sie ein repräsentatives Nachschlagewerk gestalten, andererseits revoltieren sie gegen die bisherige Perspektive und möchten eine programmatische Schrift vorlegen. Das Ergebnis, das sei vorweg genommen, bleibt ambivalent.

Die Gliederung des Werkes entspricht einem Handbuch. Die acht Abschnitte sind noch in weitere mit Schlagwörtern betitelte Unterabschnitte eingeteilt, was dem Leser eine willkommene Orientierungshilfe bietet. Nachdem im ersten Abschnitt die Traditionen der Literaturhistoriografie zu den böhmischen Ländern kritisch angesprochen und einige der kulturhistorischen Schlüsselbegriffe erörtert werden, geht es im zweiten Abschnitt um theoretische Ansätze – primär um Interkulturalität und Raumkonzepte. Darauf folgen zwei chronologisch aufgebaute Abschnitte, zum einen der über die Kulturgeschichte der böhmischen Länder („Allgemeiner Hintergrund“, Abschnitt III, S. 52-117) und zum anderen der thematisch im Handbuch wohl bedeutsamste Abschnitt IV „Literaturgeschichtliche Epochen.“ (S. 118-260) Dazugehörend werden im Abschnitt V ausgewählte „Themen und Motive“ behandelt und im Abschnitt VI einige der typischen „Textsorten“ vorgestellt. Den Abschnitt VII bildet ein kurzer und eigens für den Band verfasster Essay von Peter Demetz, dem Nestor der deutschsprachigen Literatur und Kulturgeschichte der böhmischen Länder, der das deutsch-tschechische kulturelle Mit-, Neben- und Gegeneinander noch selbst erlebt hat. Im letzten Abschnitt VIII werden die „Lebensdaten ausgewählter Autoren der Böhmisches Länder“ alphabetisch erfasst, darunter selbstverständlich auch etliche Autorinnen. Neben dem Verzeichnis der 41 „Autorinnen und Autoren“, die zum Band beigetragen haben, befinden sich im Schlussteil ein Personenregister und eine deutsch-tschechische Ortsnamenkonkordanz.

Die böhmischen Länder und besonders deren deutschsprachige Gebiete kennzeichnete eine regionale Heterogenität und landschaftliche Zersplitterung. Aus diesem Grunde vermisse ich ein einfaches Ortsregister, zur bereits vorhandenen Ortskonkordanz. Darüber hinaus wäre ein Register der im Handbuch ausführlich besprochenen literarischen Werke aus mehreren Gründen nützlich. Es würde nicht nur die Recherche beschleunigen, sondern auch den Lesern und Leserinnen den literarischen Kanon der bedeutsamsten Werke vor Augen führen, den das Handbuch etabliert, und damit eine abschließende Reflexion über die besprochene Literatur erzwingen. Die Herausgeber hätten damit manchen Redundanzen vorbeugen und die jeweiligen Abschnitte durch noch zahlreichere Querverweise verflechten können.

Drei literarische Essays zeitgenössischer Autoren, die ihren Platz im wissenschaftlich aufgefassten Handbuch und speziell im Abschnitt „Themen und Motive“ finden, werfen die Frage auf, wie die Auswahl der Stichwörter begründet ist. Den staatsrechtlich definierten Raum der böhmischen Länder kennzeichnete bis zur Durchsetzung der totalitären Regime eine deutsch-tschechisch-jüdische Multikulturalität, die sowohl Bereicherung bedeutete als auch Konflikte hervorbrachte und damit die Politik mit der Kultur sehr eng verschränkte. Diesbezüglich fehlen hier sowohl einige repräsentative Themen und Motive als auch typische Genres und Textsorten, die das politische Engagement der Literatur bezeugen. Neben dem im Handbuch vertretenen Schlagwort „Grenzlandroman“ von Karsten Rinas (S. 307-318) hätten sich weitere von der politischen Meinung oder Ideologie stark abhängige, Genres, wie z.B. Feuilleton, Tatsachenroman, Reportage oder Reisebericht, die in der Zwischenkriegszeit aufblühten, mit eigenständigen Schlagwörtern thematisieren lassen. Zu überlegen wäre auch ein separates Schlagwort zur Neuen Sachlichkeit

in der literaturgeschichtlichen Übersicht. Nicht nur aus diesem Grund hätte außerdem das deutschsprachige Drama eine ausführliche Behandlung im Handbuch verdient gehabt.

Die Mehrheit der Beiträge besticht durch ihren informativen Charakter. Obwohl nicht konsequent in allen, wird die deutsch-tschechische Interkulturalität doch öfter als die Raumkonzepte thematisiert. Durch ihren hervorragenden Übersichtscharakter, wobei die beiden zentralen Themenkomplexe im Blick der Verfasser bleiben, sind die Beiträge „Prag als Topos“ von Alice Stašková (S. 318-322) und sein theoretisch fundiertes Pendant „Landschaft“ (S. 323-329) von Lukáš Motyčka nachdrücklich zu empfehlen. Ähnliche handbuchwürdige Qualitäten beweisen die Texte „Sprachwechsler“ (S. 349-352) und „Übersetzungen“ (S. 404-409) von Alfrun Kliems. Jörg Krappmanns Text über Naturalismus (S. 158-166) erfüllt in paradigmatischer Weise beide Ansprüche des Bandes und stellt daher den Höhepunkt unter den Texten zur Literaturgeschichte dar. Einige der Beiträge sind eher originelle, selbstständige Studien als Synthesen zur vorliegenden Forschung und ihren Problemen.

Damit wird die Frage aufgeworfen, wie die einzelnen durchaus unterschiedlich aufgefassten Schlagwörter des Handbuchs miteinander korrespondieren. Wird das aufgestellte Gesamtprogramm des Handbuchs erfüllt? Und welchen Erkenntnisgewinn soll die Lektüre bringen? Einen Gesamtüberblick über die deutschsprachige Literatur aus den böhmischen Ländern als einer untergegangenen literarischen Landschaft forderte schon 30 Jahre vor dem Erscheinen des Handbuchs Hans Lemberg. Seine Rezension des 1987 publizierten Bandes „Böhmische Dörfer. Wanderungen durch eine verlassene literarische Landschaft“ von Jürgen Serke schloß er mit folgenden Worten:

Es bestehen jetzt Chancen, die bisherige, allzu simple und selektive Vorstellung eines Dualismus von hie dem Prager Kreis mit wenigen Exponenten um Kafka, Werfel und Brod und dort einer „sudetendeutschen Literatur“ von meist dem rechten Spektrum zugehörigen Autoren wie Kolbenheyer, Watzlik oder Pleyer zu überwinden.<sup>1</sup>

Die Hoffnung, die Lemberg hier formulierte, korrespondiert mit Äußerungen seines Fachkollegen Friedrich Prinz.<sup>2</sup> Die beiden Historiker deutschböhmischer Herkunft warfen damit wichtige Forschungsfragen auf, die den Rahmen dieser Rezension sprengen würden: Welche Rolle(n) spielten Prag und seine Kultur im Geschichtsbild der Sudetendeutschen? Und warum? Die Grenzen zwischen der Prager und den „sudetendeutschen“ Literaturtraditionen zu hinterfragen, ist auch das Hauptanliegen des Handbuchs. Im Vordergrund stehen der wissenschaftliche Diskurs und der mit diesem verbundene Anspruch auf Objektivität. Daraus leiten die Herausgeber die radikale Forderung ab, den Begriff der sogenannten Prager deutschen Literatur „gänzlich abzuschaffen.“ (S. 3) Ihrer Meinung nach wurde dieser Begriff von dem tschechoslowakischen Germanisten Eduard Goldstücker (1913-2000) auf den beiden historisch gewordenen Literaturkonferenzen in Liblice in den 1960er Jahren etabliert. Um im kommunistischen Block überhaupt über auf deutsch

<sup>1</sup> Lemberg, Hans: Rezension zu Serke, Jürgen: Böhmische Dörfer. Wanderungen durch eine verlassene literarische Landschaft. In: Bohemia 29 (1988) 2, 428-430, hier 430.

<sup>2</sup> Prinz, Friedrich: Rezension zu Goldstücker, Eduard (Hg.): Weltfremde. Konferenz über die Prager deutsche Literatur. In: Bohemia 9 (1968) 441-443, hier 443.

geschriebene Literatur sprechen zu können, sei die Prager deutschsprachige Literatur „ideologisch reingewaschen“ (S. 25) und damit aufgewertet, die aus den anderen Regionen der böhmischen Länder dagegen als nationalistisch, ja präfaschistisch über einen Kamm geschoren und abgelehnt worden. Nun soll, so die Herausgeber, durch den Verzicht auf den Begriff die dadurch entstandene vereinfachende polarisierende Hierarchie aufgekündigt werden.

Gegen diese, sehr vehement vorgetragene Forderung ließe sich zunächst kaum etwas einwenden. Selbst der hier angegriffene Germanist Goldstücker gab in einem im Handbuch wiedergegebenen Zitat aus seinen Memoiren zu, dass es in den böhmischen Ländern nicht einfach sei, „Germanistik unpolitisch zu betreiben“.<sup>3</sup> Damit räumte er auch indirekt ein, dass die pauschale Zweiteilung und Hierarchisierung der deutschsprachigen Literatur durch die Liblicer Konferenzen ein notwendiger Tribut an das tschechoslowakische, antideutsch ausgerichtete kommunistische Regime war. Der (auch im wörtlichen Sinne) Diplomat Goldstücker bediente sich dabei allerdings eines Denkschemas, das er bereits als Schüler und Student noch in der Zeit der Ersten Tschechoslowakischen Republik adaptiert haben muss. Einen Unterschied zwischen den mit der Großstadt Prag verbundenen Prager Literaten, die kosmopolitisch, staatsloyal und gegenüber der tschechischen Kultur offen waren einerseits und der im nationalen Diskurs viel stärker engagierten oder vereinnahmten Heimatliteratur andererseits bemerkten damals bereits auch die Beamten des tschechoslowakischen Schulministeriums. Sie forderten mit Nachdruck, diese Dichotomie beim Verfassen von Anthologien und Lehrbüchern zur Kenntnis zu nehmen. Einer der Begutachter und Autoren von Lehrhilfen war Alois Vrablík, Goldstücker's Deutschlehrer am Kaschauer tschechoslowakischen Gymnasium.<sup>4</sup>

An der Zweiteilung arbeiteten allerdings auch die nationaldeutschen Intellektuellen in der Ersten Republik, indem sie die in Prag tätigen Literaten, sei es wegen ihrer Herkunft, weltanschaulichen Gesinnung oder ihrer literarischen Themen bzw. ihres Stils, mieden oder gar bekämpften. Zum Schluss seines mehr als 800seitigen Handbuchs der deutschen Literaturgeschichte, in der auch die Literatur aus den böhmischen Ländern ausführlich behandelt wurde, schilderte der deutschnationale Germanist und damals angesehene Lehrbuchautor Alois Bernt seine Vision des Literaturbetriebs. Dabei machte er verschiedene Kategorien aus, die eben diese Zweiteilung zwischen Prag und Provinz begründen konnten:

Wie die Dichtung der nächsten Generation beschaffen sein wird, kann man nur vermuten. Wenn man aus vergangenen Entwicklungen auf die gegenwärtige schließen darf, wird die durch den Expressionismus aufgewühlte Art und Form der Dichtung nach Abklingen der Bewegung wieder zu reineren und vielleicht auch älteren Formen zurückfinden. [...] Es ist

<sup>3</sup> Goldstücker, Eduard: Prozesse. Erfahrungen eines Mitteleuropäers. München, Hamburg 1989, 285, hier zit. nach Becher/Höhne/Krappmann/Weinberg (Hgg.): Handbuch der deutschen Literatur Prags und der Böhmisches Länder 22.

<sup>4</sup> Goldstücker, Eduard: Vzpomínky 1913-1945 [Erinnerungen 1913-1945]. Praha 2003, 45 f. – Zum Deutschunterricht vgl.: Němec, Mirek: Dichotomie im Literaturunterricht? Prag – Provinz vor deutsch-tschechischem Hintergrund. In: Becher, Peter/Džambo, Jozo/Knechtel, Anna (Hgg.): Prag – Provinz. Wechselwirkungen und Gegensätze in der deutschsprachigen Regionalliteratur Böhmens, Mährens und Sudetenschlesiens. Wuppertal 2014, 183-216.

auch zu hoffen, dass die perversen und psychoanalytischen Motive und Probleme wie überhaupt die sexuellen Fragen aus unserer [deutschen bzw. deutschböhmischen ergo sudeten-deutschen; M.N.] Lektüre zurückgedrängt werden. Auch die Rückkehr und Einkehr zum Volkstum wird nach den aufwühlenden und fremdartigen Stoffen der Gegenwart nicht ausbleiben. Die Literaten der Großstadt werden nicht aussterben, aber sie werden die Miss-handlung der Kunst nicht mehr im Namen der Gesamtheit betreiben. Das ebene Land, die Berge und die ganze, in allem Lärm unberührte Natur werden der Kunst wieder Stoffe und Ziele geben. Die Einheit des Alls und des Göttlichen wird immer wieder auch in der Dichtung Ausdruck finden.<sup>5</sup>

„Das eigentliche Skandalon“, wie Manfred Weinberg die Verankerung und das Festhalten an der Polarisierung der deutschsprachigen Literatur Böhmens und Mährens nennt (S. 27), wurde von mehr Faktoren als den beiden im Handbuch ausführlich reflektierten Liblice-Konferenzen Goldstückers verursacht. Es scheint, dass es sich um einen in der Zwischenkriegszeit etablierten Topos handelt, der aus unterschiedlichen Gründen immer neu bemüht wurde. Wie es Goldstücker in Prag tat, arbeitete auch der in New York lebende Prager Schriftsteller Johannes Urzidil in den 1960er Jahren an dem Begriff. So heißt es etwa in seinem 1966 erstmals publizierten, autobiografischen Essay „Wir standen Spalier“:

Ich glaube fast, wir deutschen Dichter und Schriftsteller im alten Prag waren die einzigen, die aufrichtig Liebe und Versöhnung zu verbreiten suchten. Rilke tat es, Werfel tat es, Kafka tat es, Brod und wir alle anderen. „Der Weltfreund“, „Die Höhe des Gefühls“, „Einander“, „Versöhnungsfest“ hießen die deutschen Titel, die aus Prag kamen, und ich redigierte eine Zeitschrift „Der Mensch“.<sup>6</sup>

Diese These wiederholte er in vielen seiner publizierten Vorträge. Es würde sich daher empfehlen, diesen Begriff „Prager deutsche Literatur“ anstatt ihn direkt „gänzlich abschaffen“ zu wollen, gründlich wissenschaftlich zu untersuchen und den Wandel seiner Funktionen zu hinterfragen, zumal in einigen Beiträgen des Handbuchs durchschimmert, warum angesichts der kulturellen Heterogenität der deutschsprachigen Gebiete in den politisch definierten böhmischen Ländern der Begriff „Prager Literatur“ doch sinnvoll verwendet werden könnte. So gälte es zu überlegen, ob er, präziser definiert, nicht auch weiter nützlich sein könnte. Werbewirksam scheint er auf jeden Fall zu sein – denn er erscheint gleich im Titel des Handbuchs, das ihn überwinden will.

Die kulturellen Spezifika Prags im Vergleich zu Brünn fasst Peter Demetz im „Ausklang“ des Handbuchs übersichtlich zusammen. Sie leiten sich von der historischen, religiösen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung ab und beeinflussen das kulturelle Leben. Sie gelten nicht nur für die Metropolen Prag und Brünn, sondern können in Variationen auch auf ihre ungleichen Kronländer übertragen werden. Andere Unterschiede ergeben sich aus der Dichotomie Großstadt und regionale Zentren bzw. ländliche Regionen. Überall suchten die deutschsprachigen Schriftsteller einen Ausweg aus ihrer minoritären oder provinziellen, jedenfalls als Isolation *wahrgenommenen* Position bzw. Verunsicherung. Die vielen möglichen Wege der

<sup>5</sup> Bernt, Alois: Handbuch der Deutschen Literaturgeschichte. Reichenberg 1928, 796.

<sup>6</sup> Urzidil, Johannes: Wir standen Spalier. In: *Ders.: Bekenntnisse eines Pedanten. Erzählungen und Essays aus dem autobiographischen Nachlass.* Zürich 1972/1975, 51-57, hier 56.

beabsichtigten Kommunikation – mit den Tschechen, mit den Juden, mit den Sprachgenossen gleicher oder unterschiedlicher Gesinnung, über die Landesgrenzen hinweg – sind zwar stark durch die Umgebung determiniert, letztlich aber individuell und zeitabhängig. Das Bemühen, diese in die eine oder die andere wissenschaftliche Schublade einzuordnen und damit zu hierarchisieren, hängt immer von bestimmten, nicht ideologiefreien Kriterien des Forschers ab. Außerdem verkomplizieren einige Ausnahmerecheinungen, die man immer findet, diesen Prozess. Doch es gilt, dass jede Geschichtsschreibung, auch die literaturgeschichtliche, von der Weltanschauung des Forschers und dem Zeitgeist nicht unabhängig ist. Im Handbuch drückt sich diese gerade in der Suche nach der Interkulturalität aus.

In diesem Kontext stelle ich eine letzte Unstimmigkeit fest, die meines Erachtens allerdings weitreichende Konsequenzen für die Argumentation des Handbuches hat. Wenn in den Texten zur Kulturgeschichte der böhmischen Länder die mährischen Spezifika – andere Siedlungsstruktur, Religiosität, Grad der Nationalisierung, unterentwickelte Industrialisierung und anderes mehr – nur am Rande in Betracht gezogen wurden, bleiben dagegen in den literaturgeschichtlichen Texten die böhmischen Randgebiete gegenüber den mährischen stark unterbelichtet. In den meisten Schlagwörtern wird die mährische und Prager Literatur übereinstimmend zusammengeführt. Dies ist sicher damit verbunden, dass diese zwei Bereiche in den vergangenen Jahrzehnten von den führenden germanistischen Institutionen Tschechiens am intensivsten erforscht wurden. Tatsächlich hat oder hatte die Mehrheit der am Handbuch mitarbeitenden Germanisten ihren akademischen Standort in Prag oder im mährischen Olmütz. Damit soll nicht beklagt werden, dass die anderen tschechischen Germanistikinstitute zu kurz gekommen wären, sondern eher darauf aufmerksam gemacht werden, dass die deutschböhmischen Autoren und Autorinnen kaum in die analytische Betrachtung einbezogen werden. Diese Tatsache zusammen mit der starken Fokussierung auf die Interkulturalität verschiebt die Betrachtung der literarischen Landschaft.

Als einziger überhaupt erwähnt der von Jan Budňák und Milan Horňáček gemeinsam geschriebene Text „Das Bild der Deutschen“ den äußerst aktiven und einflussreichen, in Reichenberg tätigen sudetendeutschen Kulturaktivisten Emil Lehmann, der 1936 die Republik illegal verlassen musste, um sich der Verhaftung zu entziehen. Nach einer gelungenen Interpretation von Lehmanns auch für den Literaturbetrieb einflussreichen Stammesideologie zieht er das für das Handbuch signifikante Fazit: „Die verhängnisvollen Folgen, die diese [sudetendeutsche Stammes-] Metaphorik und ihr verpflichtete Denkfiguren im multinationalen und multikulturellen Raum der Böhmisches Länder hatten, müssen nicht besonders hervorgehoben werden.“ (S. 282)

Ist der Verzicht auf eine ausführliche Analyse der deutschnationalen und rassenideologischen Theorien und ihren Einfluss auf die Literatur und Gesellschaft in dem Text zu Lehmann noch zu verstehen, stellt er aber für den Band insgesamt ein wesentliches Manko dar. In einem Handbuch der deutschen Literatur der böhmischen Länder, das ein neues Paradigma etablieren soll und wissenschaftlichen Anspruch erhebt, darf das deutschnationale, ja gar völkische Engagement der Literatur nicht unterbelichtet bleiben und auf eine kritische Auseinandersetzung mit dieser



Literatur einfach nicht verzichtet werden. Schlagwörter zur völkischen Literatur, dem politischen Engagement einiger deutschböhmischer und deutschmährischer Literaten sowie auch gründliche Analysen der politischen Deutung ihrer Romane und Reden (z. B. wird nicht erwähnt, dass der Iglauer Karl Hans Strobl wegen staatsfeindlicher Tätigkeit 1933 des Landes verwiesen wurde) sollten in einer wissenschaftlichen Bestandsaufnahme einer auslandsdeutschen Literatur auf keinen Fall fehlen. In diesem Kontext wäre auch die durchaus politische Vokabel „sudetendeutsch“, welche gerade von den Reichenberger und Egerer deutschnationalen Kreisen (man denke z. B. an die Aktivitäten des auch in Prag tätigen Germanisten Erich Gierach und die von ihm mitbegründete „Sudetendeutsche Anstalt für Heimatforschung“ oder das „Goethe-Heim“) auch mit Hilfe der Literatur missbraucht wurde, nach ihrer Funktion im Kultur- bzw. Literaturbetrieb wissenschaftlich neu zu erforschen. Eine solche Perspektivierung hätte viel stärker zu einem differenzierenden Blick auf das Phänomen der deutschsprachigen Literatur aus den böhmischen Ländern beigetragen. Sie hätte nicht nur die Parallelen und Schnittpunkte in diesem Bereich beleuchtet, sondern auch die Differenzen. Letztlich hätte die beabsichtigte „Neuvermessung“ der literarischen Landschaft auch eine kritische Betrachtung der Raumkonzepte der hier entstandenen Literatur in den Fokus der einzelnen Texte gebracht.

Das Handbuch bleibt mit vielen seinen Texten zwar ein lesenswerter Band, der auf die interkulturelle Situation hinweist und sie nicht lediglich für die in Prag wirkenden deutschsprachigen Literaten monopolisiert. Aber ein Handbuch der territorial aufgefassen deutschsprachigen Literatur aus den böhmischen Ländern ist es nicht.

Ústí nad Labem

Mirek Němec

*Glosíková, Viera/Tvrdí, Milan (Hgg.): Slovník německy píšících spisovatelů. Německo [Lexikon deutschschreibender Schriftsteller. Deutschland].*

Libri, Praha 2018, 807 S., ISBN 978-80-7277-560-6.

Im Herbst 2018 ist ein neues tschechisches Lexikon der deutschsprachigen Schriftsteller erschienen. „Deutschland“ bildet den ersten Teil des zweibändigen Werkes, das der deutschsprachigen Literatur aus Deutschland sowie anderen deutschsprachigen Ländern sowie der deutschen Literatur aus den böhmischen Ländern einschließlich Prags gilt.

Das Lexikon entstand unter der Leitung der Herausgeber Viera Glosíková und Milan Tvrdí, beide Germanisten an der Pädagogischen Fakultät der Prager Karls-Universität. Es umfasst neben einer einleitenden Studie 765 Schlagwörter, die ein Team von 21 tschechischen Autorinnen und Autoren – Germanistinnen und Germanisten unterschiedlicher Generationen – erarbeitet hat. Die Einträge präsentieren die Biografien und Bibliografien der Autoren, ordnen deren Schaffen in den Kontext der gesellschaftlichen und literarischen Entwicklung ein und bieten einen Überblick über Werkinterpretationen. Zudem werden die Spuren nachgezeichnet, die das Schaffen der vorgestellten Autorinnen und Autoren in anderen Kunstgattungen hinterlassen haben, insbesondere in Musik und Film. Die Titel aller Werke wurden ins Tschechische übertragen; ist ein tschechischer Titel nicht kursiv gesetzt, bedeutet dies, dass er noch nicht in tschechischer Sprache erschienen ist.

Nationale Literaturen existieren nicht isoliert voneinander. Allein wegen der kulturellen und geografischen Nähe, aber vor allem aufgrund der engen und wechselhaften historischen Beziehungen war die deutsche Literatur für die tschechische immer besonders wichtig. Konzeptionell haben die Herausgeber auf diese Tatsache damit reagiert, dass das Lexikon systematisch Übersetzungen deutscher Werke ins Tschechische – inklusive zahlreicher Übersetzungen ein und desselben Werkes – erfasst. So ist es für die Rekonstruktion des Horizonts der literarischen Erfahrung des tschechischen Lesepublikums aufschlussreich zu erfahren, wann diesem Schillers „Die Räuber“, Goethes „Faust“, Thomas Manns „Der Zauberberg“ oder die Romane von Heinrich Böll, Günter Grass und anderen Mitgliedern der Gruppe 47 zum ersten Mal auf Tschechisch zur Verfügung standen. Auch sagt die Zahl der Übersetzungen eines Buches viel über seine Präsenz in der tschechischen Kultur aus.

Das Lexikon knüpft zwar an ein ähnliches Kompendium an, das 1987 im Odeon Verlag erschienen ist,<sup>1</sup> doch verfolgt es das Ziel, dieses von den damals notwendigen ideologischen Kompromissen zu befreien und grundlegend zu erweitern. (S. 8) In der Einführung skizzieren Glosíková und Tvrdík die Entwicklung der deutschsprachigen Literatur von ihren Anfängen unter der Herrschaft Karls des Großen in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Wer Orientierung in der großen Zahl der hier genannten Titel sucht, dem sei die Zusammenfassung dieses Textes empfohlen.

Besonders spannend sind die Teile des Lexikons, die sich dem literarischen Schaffen der vergangenen Jahrzehnte widmen. So sprechen die Herausgeber davon, dass die Literatur der 1990er Jahre den Zustand des gerade wiedervereinigten, aber im Innern noch immer geteilten Deutschlands spüren lässt. Doch sei es nicht bei der Auseinandersetzung mit der jüngeren deutschen Diktatur geblieben, vielmehr habe diese auch eine weitere Welle der literarischen Reflexion über den Nationalsozialismus und die Shoah ausgelöst. Bildete die historische Erfahrung und ihre Verarbeitung ein zentrales Sujet der deutschen Literatur kurz vor der Jahrtausendwende, konstatieren die Herausgeber für das frühe 21. Jahrhundert eine wachsende Heterogenität der literarischen Genres.

Welche Freiheit darin liegt, sich ohne politische Rücksichtnahme äußern zu können, wird einem beim Lesen der Passagen bewusst, in denen es um die Geschichte der Literatur und des Literaturlebens der DDR geht. Hier sind besonders die Analysen zu den 1970er und 1980er Jahren aufschlussreich. Denn 1976 wurde der Liedermacher und Dichter Wolf Biermann aus der DDR ausgewiesen, die Unruhe unter Intellektuellen und Künstlern wuchs ebenso wie das Bedürfnis nach schriftstellerischer Freiheit.

Ein Vorteil des Lexikons liegt nicht zuletzt darin, dass die Autoren der Einträge auf tschechische Spuren im Schaffen deutscher Autoren aufmerksam machen und der Frage nachgehen, wie diese die tschechische Kultur wahrnahmen und rezipierten. Damit bildet es nicht nur einen Wegweiser durch das Terrain der deutschen

<sup>1</sup> Bok, Václav / Macháčková-Riegrová, Věra / Veselý, Jiří: Slovník spisovatelů německého jazyka a spisovatelů lužickosrbských [Lexikon deutschsprachiger und sorbischer Schriftsteller]. Praha 1987.

Literatur für tschechische Leser, sondern auch einen Spiegel, in dem deutsche Bohemistinnen und Bohemisten ein Bild der Literatur ihres eigenen Landes in der Kultur sehen können, mit der sie sich beschäftigen.

Praha

Jindra Broukalová

*Kandioler, Nicole/Petersen, Christer/Steinborn, Anke (Hgg.): Klassiker des tschechischen und slowakischen Films.*

Schüren Verlag, Marburg 2018, 236 S. (Klassiker des osteuropäischen Films 2), ISBN 978-3-89472-845-8.

Die von Christian Kampkötter, Peter Klimczak und Christer Petersen 2015 inaugurierte Buchreihe „Klassiker des osteuropäischen Films“ hat das Ziel, „die Filmproduktion der osteuropäischen Länder und Nationen sowie deren wechselhafte Geschichte einem deutschsprachigen Publikum anhand ihrer Filmklassiker erstmals umfassend näherzubringen“.<sup>1</sup> Der zweite Band der Reihe ist „den Klassikern des tschechischen und slowakischen Films“ gewidmet; der erste Band behandelte das polnische Kino,<sup>2</sup> in diesem Jahr soll der Band über den ungarischen Film erscheinen. Das hier rezensierte Buch verspricht, jenseits des vertrauten Kanons der „nová vlna/Neuen Welle“ 25 Filme vorzustellen, „die in ihrer Ästhetik und ihrem Sujet einen Eindruck davon geben, wie vielfältig sich eine tschechische, slowakische und tschechoslowakische Nation in ihren Filmproduktionen bis heute immer wieder neu beschreibt“<sup>3</sup>. Diese Definition der Themen und Ziele der Buchreihe ruft einige Fragen hervor: Was bedeutet es, wenn Tschechien, die Slowakei, Polen und Ungarn in der historischen, politischen und kulturellen Region „Osteuropa“ verortet werden? Heißt das, dass die Kulturgeschichte dieser Staaten von den HerausgeberInnen primär aus der Perspektive des Kalten Krieges verstanden wird? Und wie werden die „Klassiker“ ausgewählt; zählt ihr Erfolg beim heimischen Publikum, oder geht es darum, einem deutschsprachigen Publikum die Filmindustrie eines Landes vorzustellen und darüber auch etwas über dessen Kultur und Geschichte zu vermitteln?

Eindeutig zu begrüßen ist das Bestreben, dem Leser die Geschichte des tschechischen und slowakischen Films jenseits der berühmten Namen Miloš Forman, Jiří Menzel oder Věra Chytilová nahezubringen. Die HerausgeberInnen des Buches haben „nur“ sechs Filme der sogenannten Neuen Welle ausgewählt – und präsentieren auch Werke, die nicht dem „Kunstoffilm“ zuzuordnen sind, sodass der Leser auch Genrefilme wie „U pokladny stál“ (Er stand an der Kasse, 1939), „Limonádový Joe aneb Koňská opera“ (Limonaden-Joe, 1964) oder „Tři oříšky pro Popelku“ (Drei Haselnüsse für Aschenbrödel, 1973) kennenlernt. Doch ist es bedauerlich, dass kein Film aus der Stummfilmzeit aufgenommen wurde. Damit hätte das Gesamtbild der nationalen Filmgeschichte an Plastizität gewonnen, auch wenn die tschechische

<sup>1</sup> vgl. <https://www.schueren-verlag.de/programm/titel/581-klassiker-des-tschechischen-und-slowakischen-films.html> (letzter Zugriff 12.04.2019).

<sup>2</sup> Kampkötter, Christian/Klimczak, Peter/Petersen, Christer: Klassiker des polnischen Films. Marburg 2015 (Klassiker des osteuropäischen Films 1).

<sup>3</sup> vgl. <https://www.schueren-verlag.de/programm/titel/581-klassiker-des-tschechischen-und-slowakischen-films.html> (letzter Zugriff 12.04.2019).

Filmproduktion erst in den 1930er Jahren mit den modernen Filmstudios Barrandov und dank des Systems der staatlichen Filmförderung einen qualitativen Entwicklungsschub erlebte. So beginnt das chronologisch aufgebaute Buch mit dem Film „Ekstase“ (Symphonie der Liebe) von Gustav Machatý aus dem Jahr 1933 – was immerhin eine bessere Entscheidung ist, als im Band über das polnische Kino, der mit dem Werk „Ostatni etap“ (Die letzte Etappe) von Wanda Jakobowska aus dem Jahr 1948 einsetzt.

Das Buch enthält eine Reihe kleinerer Fehler. So wird, um nur einige Beispiele anzuführen, Machatýs Film „Extase“ (Symphonie der Liebe) als tschechoslowakisch-österreichische Koproduktion von „Slaviafilm“ und „Elektrafilm“ bezeichnet, tatsächlich handelte es sich bei den Produktionsfirmen um tschechische Unternehmen, die ausländische Beteiligung an diesem Film bestand in österreichischer staatlicher Förderung. Auch hatte die Erste Tschechoslowakische Republik nicht bis zum deutschen Einmarsch von 1939 Bestand, die Dreharbeiten zu „U pokladny stál“ (Er stand an der Kasse) fanden nach dem Münchener Abkommen in der territorial beschnittenen sogenannten Zweiten Republik in einem bereits grundlegend veränderten politischen und kulturellen Klima statt. Und wenn die Autorin dieses Textes schließlich schreibt, „C. a k. polní maršálek“ (Der falsche Feldmarschall) sei der erste vollständige tschechische Tonfilm gewesen, dann irrt sie auch hier: Dieser Platz kommt dem schon davor gedrehten Film „Když struny lkají“ (Ihr Junge) zu, auch wenn dessen Regisseur Friedrich Féher ein Ungar war. Solche Ungenauigkeiten mindern die Qualität dieses von Experten für ein breites Publikum geschriebenen Readers aber nicht. Er ist gut lesbar und wirkt in sich geschlossen, da sich die AutorInnen diszipliniert an die konzeptuellen Vorgaben gehalten haben.

Der erste Nachkriegsfilm in der Auswahl ist „Daleká cesta“ (Die lange Reise, 1948) von Alfréd Radok, dem sich die tschechische Historikerin Lucie Dušková zuwendet. Sie beschreibt den Produktionshintergrund des Projektes, die Verwertung von zeitgenössischem Filmmaterial, insbesondere von Aufnahmen aus „Triumph des Willens“ von Leni Riefenstahl, sowie die ausdrucksstarke expressionistische Ästhetik von Radoks Werk. Etwas überraschend kontextualisiert sie den Prozess der Repräsentation des Holocausts im frühen Nachkriegsfilm mit der Rekonstruktion des Krieges anstatt mit jener der Nachkriegszeit – also eher mit dem, was repräsentiert wird, als mit dem, was den Prozess der Repräsentation formte. Es ist gut, dass die Autorin mit der Legende aufräumt, Radoks Film habe einem Aufführungsverbot unterlegen. Zwar war der Verleih des Werks beschränkt, doch bis Mitte der 1950er Jahre wurde er immer wieder gezeigt, insgesamt sahen ihn bis ins Jahr 1989 über eine Million Zuschauer im Kino.

Die 1950er Jahre sind nur mit einem Film, und zwar mit „Vynález zkázy“ (Die Erfindung des Verderbens, 1958) von Karel Zeman vertreten. An den Anfang seines Beitrags stellt der Filmtheoretiker Hans J. Wulff einen längeren Exkurs zur Geschichte der phantastischen Literatur und der visuellen Kultur, den Kern seines Beitrags bildet dann die Deutung des Films als politische Parabel. Der Text schert insofern etwas aus der Konzeption des Gesamtbandes aus, als er auf Verweise auf kulturell-politische Zusammenhänge und ästhetische Konventionen der 1950er Jahre verzichtet.

Trotz des Anspruchs, den bestehenden Filmkanon aufzubrechen, konnten sich auch die HerausgeberInnen des Buches der Faszination, die von der tschechischen Filmproduktion der 1960er Jahre ausgeht, offenbar nicht entziehen – diese sind gleich mit neun der insgesamt 25 Filme vertreten. Unter ihnen ist der Film „Hoří, má panenko“ (Der Feuerwehrball, 1967) von Miloš Forman, den Peter Scheinpflug bespricht. Mit Blick auf die damalige Rezeption sowie auf die nachfolgende wissenschaftliche Reflexion der Filme Formans überrascht es nicht, dass auch dieses Kapitel die Möglichkeiten der allegorischen Interpretation zum Thema hat. Allerdings geht Scheinpflug gänzlich anders vor als Wulff. Er kommentiert die Produktionsbedingungen des Films und die ästhetische Tradition, an die Forman anknüpft; vor allem aber zeigt er, welche zeitgenössischen Umstände die allegorische Deutung des Films unterstützten. Damit handelt es sich um einen Beitrag, der die starken Aspekte dieses Buchprojekts modellhaft aufzeigt.

Die Zeit der sogenannten Normalisierung in den 1970er und 1980er Jahren ist mit Filmen vertreten, die nicht typisch, sondern eher ungewöhnlich für ihre Zeit waren („Obrazy starého sveta/Bilder einer alten Welt“, 1972, des slowakischen Dokumentarfilmers Dušan Hanák oder „Něco z Alenky/Alice“, 1988, des Surrealisten Jan Švankmajer). Aber es ist erfrischend, in dieser Auswahl auch einen Text über den ungemein erfolgreichen Märchenfilm „Tři oříšky pro Popelku“ (Drei Haselnüsse für Aschenbrödel) zu lesen, in dem Marie Krämer auf gelungene Weise die zentralen Qualitäten dieses Films zusammenfasst, dank derer er weit über Tschechien hinaus bis heute außerordentlich populär ist. Dass sie zu diesen Qualitäten auch eine „unterschwellige Regimekritik“ zählt, belegt sie mit einem Ausspruch der Stiefmutter reichlich dünn. In deren Ausruf „Die Zeiten sind vorbei [...]! Jetzt bin ich hier die Herrin, und du bist die Magd, nichts sonst!“ (S. 162) konnten Zuschauer kurz nach der Besetzung der Tschechoslowakei durch die Truppen der Warschauer Pakt-Staaten durchaus eine verborgene Bedeutung entdecken, doch wüsste man gerne mehr über die zeitgenössische Rezeption und die Hintergründe der Entstehung des Films. So hätte die Annahme, dieser habe auch eine subversive Seite, mit dem Hinweis plausibilisiert werden können, dass neben dem politisch konformen Regisseur Václav Vorlíček auch František Pavlíček entscheidend zu dem Film beigetragen hatte. Er war es, der das Drehbuch verfasst hatte, doch da er bei den Repräsentanten des Normalisierungsregimes in Ungnade gefallen war, musste die Drehbuchautorin Bohumila Zelenková das Skript unterzeichnen.

Die Zeit nach dem Jahr 1989 ist mit sechs Filmen vertreten, der bekannteste unter ihnen wird für die Leser wohl der Oscar-prämierte Film „Kolja“ (Kolya, 1996) von Jan Svěrák sein, den die Historikerin Christiane Brenner behandelt. Ähnlich wie in Duškovás Beitrag erwarten den Leser auch hier Erklärungen über die Zeit, von der der Film erzählt, in diesem Fall die späte Phase der sozialistischen Diktatur in der Tschechoslowakei. Aber hier ist diese Kontextualisierung auf ein klares Ziel ausgerichtet: das Verständnis dafür zu ermöglichen, mit welchen Stereotypen Svěráks Komödie arbeitet und warum dieses Verfahren der Repräsentation der Vergangenheit beim ausländischen Publikum Erfolg hatte. Zugleich rekonstruiert die Autorin die Genrekonventionen der Komödie, mit denen der Regisseur Jan Svěrák zusammen mit seinem Vater, dem Drehbuchautor Zdeněk Svěrák, spielt.

Dem Begriff des „Filmklassikers“ näherten sich die HerausgeberInnen auf eine ganz individuelle Weise, indem sie „Klassiker“ als Filme definieren, „in denen film-ästhetisch und gesellschaftlich relevante Themen benannt und medial verbreitet werden“, und die „den filmischen Diskurs nachhaltig prägten“. (S. 7) So spüren sie sowohl solchen Werken nach, die das Potenzial der ästhetischen oder gesellschaftlichen Relevanz hatten, als auch solchen, die den Filmdiskurs tatsächlich beeinflusst haben. Damit entgehen sie auf der einen Seite der Versuchung, vergessene „Perlen“ der Filmgeschichte zu suchen, die kaum nachvollziehbare Kriterien des Konzepts von „Klassikern“ erfüllen, auf der anderen Seite distanzieren sie sich von Filmen, die eher zufällig eine breitere Reaktion hervorriefen, und nicht deshalb, weil sie ein gesellschaftlich bedeutsames Thema berührten. Auf diese Weise bieten die HerausgeberInnen ein erfrischendes Verständnis des Begriffs des „Klassikers“ und erlauben eine sinnvolle (Re-)Definition des Kanons der nationalen Filmgeschichte. Abgesehen von partiellen Vorbehalten leistet diese Publikation also einen anregenden und lesenswerten Beitrag zur Debatte darüber, wie solche Einblicke in die nationalen Filmhistoriografien zu konzipieren sind.

Brno

Pavel Skopal

*Piňosová, Jana: Inspiration Natur. Naturschutz in den böhmischen Ländern bis 1933.*

Verlag Herder-Institut, Marburg 2017, 301 S., ISBN 978-3-87969-423-5.

Dass das Thema Naturschutz in den böhmischen Ländern nicht schon längst erforscht ist, mag auf den ersten Blick erstaunen. Wer die Quellenbasis zur frühen Geschichte dieses Phänomens kennt, weiß jedoch, wie schwer diese zu erfassen ist. Denn der Naturschutz war kein Phänomen, das im Zentrum entstand und von dort in die Peripherie ausstrahlte, sondern begann mit zahlreichen lokalen und regionalen Initiativen, die erst im Laufe der Zeit in überregionalen Institutionen mündeten. Jana Piňosová ist dem Quellenproblem dadurch begegnet, dass sie ihrem Buch „Inspiration Natur“ vor allem zeitgenössisches gedrucktes Material – Vereinszeitschriften und programmatische Schriften – zugrunde gelegt hat. Sie hat aber auch Archivbestände herangezogen, darunter die Nachlässe von Jan Svatopluk Procházka, dessen Tod im Jahr 1933 eine Zäsur in der Geschichte des Naturschutzes in der Tschechoslowakei darstellte, sowie seiner deutschen Zeitgenossen Heinrich Lumpe und Franz Josef Umlauf. Hier hat Piňosová insofern Pionierarbeit geleistet, als sie die Spuren der Naturschützer in der Korrespondenz mit Institutionen und Persönlichkeiten der deutschen Bewegung in den böhmischen Ländern rekonstruieren konnte.

Ein weiteres Problem, mit dem sich Piňosová in ihrer jahrelangen Auseinandersetzung mit dem Thema „Naturschutz“ befassen musste, ist dessen Definition. Im zeitgenössischen Sprachgebrauch waren die Grenzen zwischen Naturschutz, Heimatschutz, dem Schutz des Landschaftsbildes und anderen Zielen fließend. Also hatte Piňosová Entscheidungen zu treffen, was sie aus all diesen Bestrebungen als „Naturschutz“ herauspräparieren wollte; unvermeidlicher Weise blieben dabei einige Aspekte auf der Strecke.

Mit ihrem Buch liegt endlich eine detaillierte Darstellung der institutionellen und Ideengeschichte des Naturschutzes in den böhmischen Ländern vor, und das zu gleichen Teilen ihrer tschechischen und ihrer deutschen Seite. Erstmals wird hier die Geschichte von Organisationen wie der „Deutschen Landeshauptstelle für Denkmalpflege, Natur- und Heimatschutz“, des Verbandes der tschechischen Verschönerungsvereine im Königreich Böhmen (Svaz českých okrašlovacích spolků v Království českém), des Vereins zum Schutze der Tiere (Spolek k ochraně zvířat) oder der Vereinigung der Tierfreunde (Sdružení přátel zvířat) rekonstruiert, denen wir in der zeitgenössischen Presse zwar immer wieder begegnen, über deren Innenleben und Tätigkeit bislang aber so gut wie nichts bekannt war. Piňosová hat die Strategien dieser Gruppen rekonstruiert, macht personelle Kontinuitäten und Diskontinuitäten ebenso sichtbar wie organisatorische Zäsuren. Sie berücksichtigt dabei die Interaktion mit den kommunalen Selbstverwaltungen, der staatlichen Verwaltung und der Gesetzgebung, die die Naturschutzproblematik zu beachten hatte. Das Kapitel über Jan Svatopluk Procházka stellt die überhaupt erste Kontextualisierung von Leben und Denken dieses Mannes dar, der der bedeutendste tschechische Naturschützer vor dem Zweiten Weltkrieg war.

In der Einleitung grenzt Jana Piňosová ihre Themenstellung ein und charakterisiert das bisherige Interesse am Naturschutz. Überzeugend legt sie dar, dass es sich bei der von der Bewegung selbst tradierten mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Vorgeschichte des Naturschutzes um eine Projektion späterer Motive in die Vergangenheit handelt. Im Weiteren wäre es allerdings sinnvoll gewesen, den Naturschutz über den Heimatschutz in die breitere Strömung der Lebensreform einzuordnen, um den Eindruck zu vermeiden, der Naturschutz sei in den Köpfen einiger weniger Ideologen wie Hugo Conwentz und Ernst Rudorff entstanden. Schließlich handelte es sich bei ihm um ein Element einer komplexen, kulturell orientierten sozialen Bewegung, die eine Reaktion auf konkrete von der Industrialisierung und Urbanisierung verursachte soziale Erscheinungen war. Diese wurzelte im Kulturpessimismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts, in zeitgenössischen wissenschaftlichen Theorien sowie philosophischen, religiösen und geistigen Strömungen. Zu ihren Leitmotiven gehörten Einfachheit, Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, Reinheit und Licht, Schönheit, Würde und Veredelung sowie Natürlichkeit. Das waren auch die Hauptzüge des damaligen Naturschutzes. Dazu kamen weitere Inspirationsquellen, einschließlich einer transzendentalen romantischen Vorstellung von einem Landschaftsgedächtnis, welche mit der Historisierung der Naturwissenschaften in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufkam. Piňosová ist das sicher bekannt, sie führt es aber nicht aus, möglicherweise weil der Diskurs über den Naturschutz in den böhmischen Ländern die Argumentationen reichsdeutschen Ursprungs überwiegend einfach übernahm und sich ohne den Umweg philosophischer Bezugnahmen auf die geistigen Quellen des Naturschutzes direkt an den deutschen „Gründervätern“ orientierte.

Aus der Tätigkeit der frühen Heimatschützer hat Jana Piňosová die Aktivitäten ausgewählt, die man als Vorläufer des heutigen Naturschutzes verstehen kann. Mit dieser Entscheidung umgeht sie die Gefahr, die Geschichte des mittlerweile überlebten und nach dem Zweiten Weltkrieg profanierten Konzeptes des Heimatschutzes

zu schreiben. Die Anfänge des Naturschutzes in den böhmischen Ländern verbindet Piňosová mit den Namen Rudolf Korb und Anton Amand Paudler, wobei das Spannungsfeld zwischen Naturschutz und Heimatschutz allerdings durch den Begriff Landschaftsschutz zusätzlich verkompliziert wird. Auch ist nicht immer völlig klar, ob die damaligen Aktivitäten aufgrund der heutigen oder der zeitgenössischen Bedeutung des Begriffs Naturschutz beurteilt werden.

Diese kritischen Einwände überschatten die Bedeutung des rezensierten Werkes keineswegs, dessen faktografische Akribie und interpretatorische Präzision beeindrucken. Besonders verdienstvoll ist, dass die Autorin das traditionelle Bild der frühen „sudetendeutschen“ Naturschützer korrigiert, das voller Ungenauigkeiten ist. Auch besteht ein großer Wert der Arbeit darin, die schier unüberschaubare Zahl scheinbar nicht zusammenhängender Motive, Ideen und Fakten sortiert und geordnet zu haben: vom Schutz markanter einzelner Bäume über die Sorge für die Vogelwelt und heimische Wildtierarten bis zur Flurnamenforschung, in der sich die nationale Dimension des Landschaftsschutzes offenbart. Piňosová schreibt zu Recht der Bodenreform große Bedeutung für die Schutzaktivitäten zu, die sich während der Ersten Tschechoslowakischen Republik entwickelten.

Jana Piňosová, seit 2015 Mitarbeiterin des Sorbischen Instituts in Bautzen, stellt in der tschechischen Historiografie eine Ausnahmeerscheinung dar. Während sich Umwelthistorikerinnen und -historiker wie Doubravka Olšáková oder Jiří Janáč mit der Frage beschäftigen, wie die Politik und die Menschen in der Zeit der sozialistischen Diktatur an die Natur herangingen, enthüllt sie uns zahlreiche unbekannt Tatsachen aus den Anfängen dieses Verhältnisses. Hier entsteht gerade – das hat auch eine Sektion auf dem Kongress der tschechischen Historiker in Olomouc im Jahr 2017 angedeutet – eine neue, vielversprechende Forschungsrichtung. Piňosová's Buch liefert dafür eine solide Grundlage.

Opava

Martin Pelc

*Karge, Heike/Kind-Kovács, Friederike/Bernasconi, Sara (Hgg.): From the Midwife's Bag to the Patient's File. Public Health in Eastern Europe.*

Central European University Press, Budapest, New York 2017, 348 S. (CEU Press Studies in the History of Medicine 9), 19 Abb., ISBN 978-963-386-208-7.

Obwohl öffentliche Gesundheitsfürsorge einen wesentlichen Bestandteil des *nation building* im Prozess der Modernisierung, Nationalisierung und Institutionalisierung von Staaten darstellt, beschränkte sich die historische Forschung bisher vornehmlich auf den anglo-amerikanischen und westeuropäischen Teil der Welt. Wie in vielen anderen Bereichen auch wurden ostmittel- und südosteuropäische Staaten, ohnehin mit dem Stigma der Rückständigkeit belegt, kaum in die Analysen einbezogen.<sup>1</sup> Die Herausgeberinnen des vorliegenden Bandes halten sich indessen nicht lange mit Klagen über diese Schieflage auf, sondern formulieren die weitreichende Hypothese

<sup>1</sup> Siehe z.B. *Lengwiler, Martin/Madarász-Lebenhagen, Jeannette (Hgg.): Das präventive Selbst. Eine Kulturgeschichte moderner Gesundheitspolitik.* Bielefeld 2010; *Porter, Dorothy: The History of Public Health and the Modern State.* Amsterdam, Atlanta/GA 1994 (Clio Medica 26).



„[w]ith our focus on public health, we argue that the paths to twentieth-century modern and late modern statehood(s) were, in fact, not so different between the ‚East‘ and the ‚West‘ of Europe“. (S. 5)

Die Beiträge sollen also nicht nur den Beleg dafür erbringen, dass die Akteure – in erster Linie Vertreterinnen und Vertreter der Wissenschaften, medizinischer und sozialer Professionen oder des Staatsapparates – ihre Programme und Aktivitäten, ihre Mittel und ihre Ziele als modern verstanden, sondern dass sie es auch tatsächlich waren. Diese werden darum als Formen der Biopolitik und Gouvernamentalität im Foucaultschen Sinne analysiert. Demzufolge formulierte die Biopolitik seit dem 18. Jahrhundert ein neues Verständnis von der Bevölkerung als politisch-biologischem Objekt, das durch wissenschaftliche Methoden zu erkennen und über gouvernementale Praktiken zu beherrschen ist. Diese Beherrschung beschränkt sich jedoch keineswegs auf einseitige Zwangsmaßnahmen. Vielmehr sucht sie nach Legitimation durch die Hebung des Lebensstandards in Bereichen der Ernährung, des körperlichen und seelischen Wohlbefindens, des Konsums, der Wohnung, der Mobilität und vielem mehr. Letztlich zielt sie ab auf die Selbstdisziplinierung und Selbstführung des Individuums, das sein Handeln mit Blick auf Gesundheit, Leistungsfähigkeit und damit ökonomischer und biologischer Reproduktion ausrichtet. Wissenschaft, Staat und Gesellschaft bilden hier also keine starr voneinander geschiedenen Entitäten, sondern auf vielfältigen Ebenen verflochtene Handlungsräume der Wissensproduktion, Normensetzung und Herrschaftspraxis.

Die dreizehn englischsprachigen Beiträge nehmen darum die einerseits ubiquitären, andererseits fallspezifischen Kooperationen und Beziehungen staatlicher, wissenschaftlich-professioneller und gesellschaftlicher Akteurinnen und Akteure vom späten 19. bis zum frühen 21. Jahrhundert in den Blick. Die Aufteilung folgt der Chronologie angefangen von einem Beitrag über die Rolle medizinischer Experten für den Aufbau einer leistungsfähigen öffentlichen Gesundheitsfürsorge in Griechenland vor dem Ersten Weltkrieg über die Rekrutierungspraxis der polnischen Armee als Vehikel ethno-nationaler Integration nach 1918 bis zur kurzen Konjunktur der jugoslawischen Kriegsneurose nach dem Zweiten Weltkrieg, der psychiatrischen Beratung in der DDR und der Sozialarbeit im postsozialistischen Serbien. Es ist den Herausgeberinnen also in hervorragender Weise gelungen, Autorinnen und Autoren zu finden, die mit ihrer Expertise den zeitlich und räumlich weitgefassten Horizont füllen.

Die bei Sammelbänden dieser Art häufig vorgebrachte Kritik, dass zwar breite Kontextualisierung und vergleichende Perspektiven eingefordert, aber in den Beiträgen selten praktisch umgesetzt werden, trifft auch hier zu. Das schmälert den Wert der einzelnen Fallstudien allerdings nicht, denn sie sind fokussiert, bieten durchweg ein hohes Reflektionsniveau und eine angemessene, zum Teil beeindruckende Quellenbasis. Darum gelingt es auch allen Autoren und Autorinnen, in ihrem spezifischen Untersuchungszeitraum zu zeigen, wie der Sektor der Gesundheitsfürsorge zu einem Vehikel der Biopolitik und einer spezifischen Herrschaftsführung wurde, die nicht einfach nur „die Bevölkerung“ avisierte, sondern ethnische, soziale und geschlechtliche Unterscheidungen vornahm, wodurch manche Gruppen, häufig Minderheiten, aufgrund ihrer Merkmale und Zuschreibungen von

den Maßnahmen anders betroffen waren als andere. Diese Modi der merkmalsbezogenen Exklusion und Diskriminierung werden insbesondere in den Beiträgen über die Prävention von „weiblichem Alkoholismus“ in der spätsozialistischen Tschechoslowakei, die Versorgung jüdischer Kinder in Budapest nach dem Ersten Weltkrieg und die neo-eugenischen Maßnahmen gegen Roma in der Ungarischen Volksrepublik vortrefflich analysiert.

Die in den Einzelbeiträgen weniger präsenten transnational vergleichenden oder kontrastierenden Linien werden in der umfassenden Einleitung gezogen. Generell laufen sie auf die bereits erwähnte Einordnung Ostmittel- und Südosteuropas in einen „shared European realm of thought, knowledge, and communication“ (S. 14) hinaus, aber auch anders gelagerte Aspekte und Ergebnisse werden resümiert. Besonders bemerkenswert ist die Anwendung der Konzepte Biopolitik, Gouvernamentalität und Social Engineering auf sozialistische Gesellschaften, die damit im Sinne der (auf die DDR bezogenen) Dikta von der „modernen Diktatur“ (Jürgen Kocka) oder der „Fürsorgediktatur“ (Konrad Jarusch) in eine solche Analyse, die häufig westlich-liberalen Gesellschaften vorbehalten war, einbezogen werden. Außerdem wird damit wirksam den in Teilen der Forschung immer noch mal implizit, mal explizit zu Grunde gelegten Totalitarismusanätzen entgegengetreten, die mit ihrer Fokussierung auf repressive Herrschaftspraktiken an einer differenzierten Untersuchung sozialistischer Staaten weniger interessiert sind. Welches Erkenntnispotential dadurch entgeht, machen Publikationen wie die hier besprochene deutlich. Zwar mag der Machtanspruch kommunistischer Parteien umfassend gewesen sein, die Herrschaftspraxis war es zumeist nicht. Auch kann nicht von einer ideologischen Durchdringung aller Bereiche gesprochen werden, im Gegenteil, professionelle oder auch traditionelle Normen und Handlungsmaxime mussten mit den ideologischen Paradigmen in Einklang gebracht werden. Diese ambivalenten Konstellationen waren nicht zuletzt den unterschiedlichen Deutungen und Handlungsspielräumen der kollektiven und individuellen, offiziellen wie professionellen Akteure geschuldet. Der akteursbezogene und praxeologische Ansatz, der auf diese Einsichten reagiert, wird in einigen Beiträgen bis auf die „Objekte“ der Gesundheitsfürsorge, also Patienten und Fürsorgebedürftigen ausgeweitet, die einerseits ihre Bedürfnisse und Ansprüche geltend machten und sich andererseits gegen eine Stigmatisierung und Marginalisierung zur Wehr setzen wollten. Reine Top-down-Ansätze werden also durch die Suche nach der Agency aller Involvierten aufgebrochen.

Die methodische und thematische Vielfalt, die nicht mit Beliebigkeit verwechselt werden darf, macht diesen Sammelband zu einer sehr empfehlenswerten Lektüre. Denn er resümiert nicht nur den Forschungsstand, sondern bietet sorgsam herausgearbeitete Antworten und darüber hinaus mannigfaltige Anknüpfungspunkte für zukünftige innovative Forschungen, die die komparativen und transferhistorischen Potentiale der vorgestellten Ansätze noch weiter ausschöpfen.

*Lišková, Kateřina: Sexual Liberation, Socialist Style. Communist Czechoslovakia and the Science of Desire, 1945-1989.*

Cambridge University Press, Cambridge 2018, 281 pp., ISBN 978-1-108-42469-1.

Kateřina Lišková's book is intriguing from the first glance. With its topic of sexual revolution in the Eastern Bloc and the role experts played in it, its prestigious publisher, its attractive cover advertising it as the first work of scholarship on the topic, its readable idiomatic English, and its straightforward theses that refute heretofore easily accepted beliefs, it is – to be blunt – sexy. The publication traces the path of sexology in Communist Czechoslovakia – focusing not so much on its development within the field as its prescriptions for society and its contribution to creating specific gender roles. Divided into four chapters, two characterize the impact sexology had on two distinct eras (the 1950s and the years of Normalization), while the other two focus on the development of a scientific view towards the female orgasm and towards sexual deviance and homosexuality.

The first decade after the Communist coup in 1948 brought radical changes to society in terms of sex and gender. That which feminists had sought for years was now enshrined in Socialist legislation. The 1949 Family Law Act, arising from a proposal by Milada Horáková (who was already imprisoned and soon to be executed), ensured that men were no longer the exclusive decision-makers in many family affairs. Women and men were now supposed to combine forces, and Kateřina Lišková shows how sexology began to participate in the Socialist experiment. Communicating with the public through prescriptive treatises, scientists explained the biological function of sexual organs, while at the same time promoting romantic marriages based not on class obligations but actual love. Simply put, love was supposed to provide the basis for an equal partnership – both in intimate relations and work towards the common good.

Earlier scholarship has already addressed the reexamination of the egalitarian utopia in the sixties, especially in terms of stressing the crushing workload for women and the neglect of children in collective childcare facilities;<sup>1</sup> however, we have yet to see a detailed analysis of the reform movement's systematic attack on women's equality and employment. Lišková documents the influence of this theory of child deprivation and its connections with mothers' employment during the first half of the sixties; in her examination of sexological expertise, however, she focuses on the fundamental shift in the perception of marriage and relations between men and women during the period of Normalization, which she summarizes with the bon mot: "Forget love, marriage only works when men are above women." (p. 180) She deduces these changes primarily from the numerous popular marital guides that sexologists were now producing. Love figures into the guides as an inconvenient hurdle; the family has become the central concern. While equality in sex is still nec-

<sup>1</sup> See *Wagnerová, Alena: Die Frau im Sozialismus: Beispiel ČSSR.* Hamburg 1974; and studies from *Havelková, Hana/Oates-Indruchová, Libora* (eds.): *The Politics of Gender Culture Under State Socialism: An Expropriated Voice.* London, New York 2014. In Czech: *Vyvláštěný hlas: Proměny genderové kultury české společnosti 1948-1989.* Praha 2015.

essary, every possible difference between men and women is now stressed. These guides advised people on ways to improve their sex lives while simultaneously emphasizing the maternal role of women. According to Lišková the same sexologists who had been promoting equality and partnership now became promoters of traditional gender roles and family values.

As a non-historian, what fascinates the author is distinguishing the two phases of state Socialism and correcting the monolithic image of “prudish Communism” that was juxtaposed with the liberal West. The problem is that in place of the dichotomies and monoliths she rejects, Lišková merely supplies different dichotomies and homogeneous images: the sexually liberating fifties now stand opposed to the conservative period of Normalization; the sixties saw sexual liberation in the West, the opposite happened in the East; while the sexual revolution was a social movement in the West, experts brought it about in the East; and so on and so forth. In this regard, the entire introductory chapter on the Eastern Bloc as a whole is problematic – and not just because the general historical characteristics, as well as all the other parts, are drawn exclusively from Jan Křen’s book *Dvě století střední Evropy* (Two Centuries of Central Europe).<sup>2</sup> After quickly running through the history of sexuality, Lišková uses the chapter to divide East-Central Europe into two zones: 1) Poland and Czechoslovakia, with their egalitarian approach to sexuality in the first phase of Communism and their regression to a hierarchical approach in the later stages of Communism; 2) Hungary and East Germany which kept silent on the subject of sex during the fifties, before witnessing large-scale emancipation in the sixties. But it was never that simple for any of these countries – even when dealing with Czechoslovakia there is no reflection upon the differences between what Czechs and Slovaks faced. Additionally, the Soviet Union cannot be held up as the vanguard of abortion rights: before the war it had a complicated history of legalizing and banning abortion.

The starting point of Lišková’s entire argument is the belief that the knowledge of experts directly and extensively influences societal and individual behavior. Rejecting conventional wisdom, the author literally says that sexuality has little to do with nature – to a great extent it “is a product of sexological discourse” (p. 10). Cultural shifts in the perception of sexuality make for a rich topic, but what we have here is an uncritical application of Foucault’s theory of expert knowledge as an instrument of governmentality and discipline. Lišková refers explicitly to Nikolas Rose, who in analyzing British institutions, has accused psychotherapy of creating the mechanisms that after World War II have gradually linked disparate areas of life, forcing individuals into certain manners of thought and modes of behavior.<sup>3</sup> But applying his conclusions elsewhere proves problematic (even in the case of Germany – to say nothing of Eastern Europe). Lišková skips by historical differences to claim that the development of sexology confirms the therapeuticization of post-war Czechoslovak society. Sexologists viewed sex as something that could be improved, leading to satisfaction. Then, especially during Normalization, they collaborated

---

<sup>2</sup> Křen, Jan: *Dvě století střední Evropy* [Two Centuries of Central Europe]. Praha 2005.

<sup>3</sup> Rose, Nikolas: *Governing the Soul: The Shaping of the Private Self*. London 1990.

with the authoritarian regime to divert people's focus from the public arena "by cushioning the walls of [their] private family unit," helping to create "atomized, content and governable citizens." (p. 259)

Yet Lišková is interested in neither the scientists' actual expert opinion and what they wrote in their manuals nor their strategic relationship with the regime. It is problematic to write about the work of scientific disciplines in a dictatorship without addressing these issues. Which brings us to the gravest problem of the whole book – its use of primary sources, secondary literature, and earlier research. The claim that sexological expertise was reflected in people's behavior, is not verified in any methodical way. Letters addressed to various institutions and court files from Bratislava are cited, but it is hard not to suspect that the author of merely confirming what she already knew. The book repeatedly states that the author of the first ever to investigate such material, but sometimes this is patently false. Ivan Vodochodský and Petra Klvačová have published several studies on gender analysis in marital guides. A large part of book's material on Poland comes from the work of Agnieszka Kościańska, yet Lišková never cites her, nor does she think critically about her one-sided interpretation of the Polish sexologists' work. It also seems entirely impossible that Lišková would not be familiar with Věra Sokolová's (unpublished but publically available) habilitation thesis detailing the history of Czechoslovak sexology and the opinion of experts vacillating between loyalty to state ideology and progressive approaches to sexuality. The author instead pits herself against weaker opponents, especially older foreign publications, ignoring the important research carried out by local authors in recent years.<sup>4</sup> Particular details from the relevant texts of these authors are sometime cited, yet their research often contains many of the conclusions that Lišková announces, with great fanfare, as her own discovery.<sup>5</sup>

Kateřina Lišková has offered foreign audiences an attractive product, in which she asserts "the centrality of sexuality to the Socialist project" (p. 31) and speaks of a new social contract that the Communist parties offered the citizenry of post-war Eastern Europe. Such contract was far from experience of anyone who lived under the system, and so was the idea that sex, family life, and intimacy were practiced along what was written in marital guides. I am not saying that the relationship between the expert realm and power did not exist in dictatorships – only that it was far more complex than this book suggests.

Prague

Adéla Gjuričová

<sup>4</sup> See especially *Havelková/Oates-Indruchová* (eds.): *The Politics of Gender Culture under State Socialism* (cf. fn. 1).

<sup>5</sup> Viz "Katerina Lišková's Sexual Liberation, Socialist Style: Notice of Unethical Scholarly Conduct," an open letter endorsed by a number of scholars that accuses the book of plagiarism. Available at [www.academia.edu/37309978/Notice\\_Liskova\\_Cover\\_and\\_Details](http://www.academia.edu/37309978/Notice_Liskova_Cover_and_Details). (last accessed 02.05.2019).

*Nebřenský, Zdeněk: Marx, Engels, Beatles. Myšlenkový svět polských a československých vysokolškoláků, 1956–1968 [Marx, Engels, Beatles. Die Gedankenwelt polnischer und tschechischer Hochschüler 1956–1968].*

Academia, Praha 2017, 422 S. (České moderní dějiny 1), ISBN 978-80-200-2668-2.

Zdeněk Nebřenský unternimmt in seiner Studie den Versuch, das Leben einer spezifischen sozialen Gruppe nach dem Stalinismus zu untersuchen. Im Mittelpunkt steht die heranwachsende städtische Intelligenz, wobei sich der Autor auf die drei Hauptstädte Warschau, Prag und Bratislava konzentriert. Er beginnt mit einer detaillierten Übersicht über das Phänomen der Entstalinisierung, die in Polen und in den beiden Teilen der Tschechoslowakei unterschiedlich verlief. Dann wendet er sich zentralen Themen der Adoleszenz zu. Er geht dabei von den privaten Beziehungen (soziales Umfeld, Sexualität, Ehen zwischen Studierenden), über den Beruf (vor allem die Probleme beim Übergang vom Studium ins Arbeitsleben in einer sozialistischen Zentralverwaltungswirtschaft) zur Kultur, wo er unter anderem die besondere Atmosphäre und den Genius loci der studentischen Klubs beschreibt, die nach 1956 aufkamen.

Nebřenský setzt sich mit diesen Themen auf einer theoretischen Ebene auseinander und zieht offizielle zeitgenössische Publikationen (unter anderem von Soziologen) und parteiinterne Dokumente heran. Von besonderer Bedeutung sind für den untersuchten Zeitabschnitt vor allem Veränderungen im Familienrecht, die in beiden Ländern nach der kommunistischen Machtübernahme vorgenommen wurden. So wurde das Konzept der „sozialistischen“ Ehe vertreten, das auf dem Ideal einer gleichberechtigten Partnerschaft fußte, die nicht aufgrund wirtschaftlicher Überlegungen (was der „bürgerlichen“ Ehe nachgesagt wurde), sondern einzig und allein aus Liebe geschlossen wurde.

Wo dieses Ideal an seine Grenzen stieß, wird in der Studie besonders im Zusammenhang mit der Berufstätigkeit von Frauen deutlich. Zeitgenössische Familientheoretiker machten etwa die Mehrfachbelastung von Frauen für deren sexuelle Unzufriedenheit verantwortlich, die sich auch in wachsenden Scheidungszahlen niederschlug. Einen ähnlichen Diskurs dokumentiert Nebřenský für den slowakischen Fall, und das obwohl die Kommunisten in der Slowakei Scheidungen eigentlich ablehnten. Ihre Haltung korrespondierte durchaus mit der öffentlichen Meinung, denn gerade für Frauen in ländlichen Gebieten war eine Scheidung praktisch undenkbar, zu hoch schien der soziale Druck.

In den Debatten über „junge Ehen“, die im polnischen, tschechischen und slowakischen Fall die Öffentlichkeit der Zeit bewegten, ging es darum, welche Faktoren diesen Verbindungen Stabilität verliehen. Ein wichtiges Argument war, dass „biologische Reife“ für das Eheglück allein nicht ausreiche, sondern auch eine Abgrenzung von den Eltern stattfinden müsse, die „emotionaler Reife“ bedürfe. Ein anderes wichtiges Thema, vor allem in Polen, bildete die finanzielle Unabhängigkeit junger Eheleute. Und auch rechtliche Aspekte spielten eine Rolle: So wurden in der Tschechoslowakei wie in Polen Diskussionen über die Herabsetzung des Heiratsalters auf 18 Jahre geführt – und diese schließlich auch umgesetzt. Zudem sollte die in den 1950er und 1960er Jahren reformierte Familiengesetzgebung dem Ideal der sozialistischen Ehe eine Grundlage geben.

Aufschlussreich sind Unterschiede in den gültigen Normen und Wertvorstellungen, die Nebřenský für Polen und den tschechischen Teil der Tschechoslowakei verdeutlichen kann: Einerseits stand die kommunistische Auffassung der Ehe in Polen (in geringerem Maße auch in der Slowakei) immer in Konkurrenz zu den Lehren der katholischen Kirche, die in diesem Bereich nach wie vor die Diskurs-hoheit beanspruchte. Andererseits wurden die Veränderungen im Eheleben und der Anstieg der Scheidungszahlen in Polen als eine „Krise der Ehe“ interpretiert, die von der stalinistischen Moral ausgelöst worden sei. Im tschechischen Diskurs wurden solche Phänomene hingegen als Begleiterscheinung der allgemeinen gesellschaftlichen Veränderungen und einer „erhöhten Dynamik des Familienlebens“ gedeutet. In den polnischen Diskursen fungierte die Familie als Grundlage für die Erziehung der Kinder, in den tschechischen galt die materielle Sicherheit als Grundvoraussetzung dafür, eine Ehe einzugehen. Auch sah nur ein geringer Prozentsatz tschechischer Frauen ihre zentrale Lebensaufgabe in der Mutterschaft. Deutlich wird zudem die unterschiedliche transnationale Rahmung der Diskurse: Während die polnischen Debatten im Zuge der Entstalinisierung unter anderem von der angelsächsischen Soziologie beeinflusst waren, rezipierte man in den böhmischen Ländern die polnischen Diskussionen und, obgleich in geringerem Maße, die amerikanischen.

Einen interessanten Einblick in die Lebensrealität junger Erwachsener in Polen und der Tschechoslowakei der späten 1950er und 1960er Jahre gewährt auch das Kapitel, das sich mit dem Übergang vom Studium ins Arbeitsleben befasst. In den Jahren der Entstalinisierung wurde in beiden Ländern vor allem die technische und medizinische Intelligenz massiv ausgebaut. Die frischen Absolventen drängten dann auf den Arbeitsmarkt, dessen zentralistische Verwaltung vollkommen überfordert war. Der Autor verdeutlicht die Ineffektivität der Bürokratie an verschiedenen Beispielen – unter anderem an einem Fall, in dem die dem Ministerium gemeldeten freien Stellen für Mediziner gar nicht existierten. Im tschechischen Teil der Tschechoslowakei bestand wiederum ein extrem enger Zusammenhang zwischen Studien-fach und Arbeitsplatz. Doch konnten die regulierenden Behörden teilweise nicht anders, als liberalere Mechanismen einzuführen, um die Menschen in den Arbeitsprozess einzugliedern.

Beide Themen, die studentischen Ehen und der Übergang in die Berufstätigkeit, waren mit dem großen Problem des Wohnungsmangels verbunden. Die verheerende Wohnungssituation zwang einen hohen Prozentsatz junger Paare zum getrennten Leben oder zu einem Leben im Haushalt der Eltern einer der Eheleute. Damit ging dann auch die Frage der Kinderbetreuung einher, wobei konstatiert werden kann, dass jungen Eheleuten aus der polnischen Intelligenz eher von ihren Eltern geholfen wurde als denjenigen, die aus dem Arbeitermilieu kamen. Konflikte waren an der Tagesordnung und wirkten sich auch negativ auf die Beziehung aus, insbesondere wenn die Ehe ohne Zustimmung der Eltern eingegangen worden war oder von diesen nicht akzeptiert wurde. Die tschechischen Behörden versuchten, die Lage durch die Bereitstellung von Wohnraum explizit für studentische Ehepaare zu verbessern, die Ergebnisse ihrer Bemühungen blieben aber ein „Tropfen auf den heißen Stein“. Ein weiteres Phänomen, das besonders im tschechischen Teil der ČSSR auftrat, betraf Ehepartner, die beide studierten. In vielen Fällen unterbrach die Frau das Stu-

dium und nahm eine Arbeit an, damit der Partner zu Ende studieren konnte. Dies hatte zur Folge, dass sich der Ehemann in studentischen Ehen – anders als in anderen Gesellschaftsschichten – öfter um die Kinder kümmerte.

Die studentischen Klubs, die mit der Forderung von Studierenden nach einer (kulturellen) Gleichstellung mit den von der Ideologie besonders umhегten Gruppen wie den Arbeiter\*innen einhergingen, sind wohl eines der bedeutendsten spezifischen Soziotope, die sich in dieser Zeit herausbildeten. Nebřenský führt aus, dass es für die Studierenden in der slowakischen Hauptstadt einfacher war, Klubs zu gründen, als etwa in Prag. Doch die Vorreiterrolle nahm auf diesem Feld Polen ein, in dessen Hauptstadt damals Klubs wie „Stodoła“ oder „Hybrydy“ gegründet wurden, die bis heute existieren. Von besonderer Bedeutung ist hierbei auch der Klub „Krzywego Koła“, der (für eine kurze Zeit nach 1956) zu einem Treffpunkt der linken Intelligenz wurde, aus der sich nach den Studentenunruhen von 1968 die Keimzellen linker Dissidenz entwickeln sollten.<sup>1</sup> Nebřenský zeichnet den Wandel der Klubs von Freizeitstätten mit einem ideologischen Bildungsauftrag, der im Stalinismus ein Treffen der Studierenden mit Arbeiter\*innen und eine gegenseitige Beeinflussung ermöglichen sollte, hin zu einer entideologisierten bzw. gegenkulturellen Umgebung nach. Statt ideologischer Schulungen prägten nun eher alkoholische Exzesse das Bild der studentischen Klubs.

Nebřenskýs Studie ist überaus lesenswert, doch erscheint seine Arbeitsweise nicht unproblematisch. Die Ausführungen im Kapitel über den Übergang vom Studium ins Berufsleben basieren auf detailliert beschriebenen Fallbeispielen, ohne dass diese eingeordnet werden; es lässt sich also nicht nachvollziehen, ob es sich um (extreme) Einzelfälle oder die Regel handelte. Der Rückgriff oder Verweis auf statistisches Material wäre hier gut gewesen. Auch der Vergleich wird nicht durchgängig, sondern nur punktuell vollzogen. Was den gewählten Zeitrahmen betrifft, so bilden die Jahre, für die Nebřenský die Sexualaufklärung und Diskussionen über (junge) Ehen und Promiskuität untersucht, eher den Beginn als den Höhepunkt dieser Auseinandersetzungen.<sup>2</sup> Für Polen liegen zudem einige neuere Studien zum Themenkomplex Ehe, Verhütung, Abtreibung und Familie vor, die Nebřenský übersehen hat.<sup>3</sup> Was

<sup>1</sup> Vgl. Arndt, Agnes: Rote Bürger. Eine Milieu- und Beziehungsgeschichte linker Dissidenz in Polen (1956-1976). Göttingen 2013 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 209).

<sup>2</sup> Zur Entwicklung der Diskurse vgl. Kościńska, Agnieszka: Zobaczyć łośia. Historia polskiej edukacji seksualnej od pierwszej lekcji do internetu [Elche beobachten. Geschichte der polnischen Sexualerziehung von der ersten Lektion bis zum Internet]. Wołowiec 2017. Kościńska untersucht zwar das gesamte 20. Jahrhundert, konzentriert sich jedoch stark auf die Zeit nach 1956, die sie in ihrer Komplexität darlegt. Das Buch war zum Zeitpunkt des Erscheinens der rezensierten Monografie noch nicht erschienen.

<sup>3</sup> Etwa: Ignaciuk, Agata: Reproductive Policies and Women's Birth Control. Practices in State-Socialist Poland (1960s-1980s). In: Niethammer, Lutz/Satjukow, Silke (Hgg.): „Wenn die Chemie stimmt ...“. Geschlechterbeziehungen und Geburtenkontrolle im Zeitalter der „Pille“. Gender Relations and Birth Control in the Age of the „Pill“. Göttingen 2016, 305-328; Ignaciuk, Agata: „Ten szkodliwy zabieg“. Dyskursy na temat aborcji w publikacjach Towarzystwa Świadomego Macierzyństwa/Towarzystwa Planowania Rodziny (1956-1980) [„Dieser schädliche Abbruch“. Abtreibungsdiskurse in den Publikationen der Gesellschaft für bewusste Mutterschaft/Gesellschaft für Familienplanung]. In: Zeszyty Etnologii Wrocławskiej 20 (2014) 1, 75-97; Kościńska, Agnieszka: Płeć, przyjemność i przemoc. Kształto-



die polnische Beschäftigungspolitik für Frauen und die viel diskutierte Mehrbelastung betrifft, sei zudem auf die lesenswerte Studie von Natalia Jarska verwiesen.<sup>4</sup> Nicht zuletzt gilt es die Rechtschreibfehler in den Titeln polnischer Provenienz und Inkonsistenzen bei der Benennung der polnischen Klubs („gdańský Žak, vřatislavský Pařacyk, krakovský klub Pod Jařćurami“, S. 313) zu bemängeln.

Trotz dieser kleinen kritischen Anmerkungen präsentiert der Autor eine lesenswerte Studie zur Entwicklung der Lebenswelt von Studierenden bzw. jungen Erwachsenen mit akademischem Hintergrund während der Entstalinisierung, die sich einerseits mit dem Erbe des Stalinismus in verschiedenen Formen auseinandersetzen mussten, und andererseits hoffnungsvoll in die Zukunft blickten. Die Forderung nach einer besseren Zukunft schlug sich letztlich auch in den studentischen Unruhen des Jahres 1968 sowie im Prager Frühling nieder. Dies greift der Autor im Schlussteil des Buches wieder auf, in dem er nicht nur die Ergebnisse zusammenfasst, sondern diese auch durch einen Vergleich mit den Ereignissen jenseits der Blockgrenzen kontextualisiert. Es ist gerade dieser Blick auf transnationale Diskurse und wechselseitige Beeinflussungen, in denen die Stärken dieser Studie liegen.

Marburg

Michael Zok

wanie wiedzy eksperckiej o seksualności w Polsce [Geschlecht, Genuss und Gewalt. Zur Entwicklung des Expertenwissens in der Sexualkunde in Polen]. Warszawa 2014.

<sup>4</sup> Jarska, Natalia: *Kobiety z marmuru. Robotnice w Polsce w latach 1945-1960* [Frauen aus Marmor. Arbeiterinnen in Polen zwischen 1945-1960]. Warszawa 2015 (Monografie/Instytut Pamięci Narodowej, Komisja Ścigania Zbrodni Przeciwko Narodowi Polskiemu 102).

*Roubal, Petr: Āeskoslovenské spartakiády [Die tschechoslowakischen Spartakiaden].* Academia, Praha 2016, 405 S., zahlr. Abb., ISBN 978-80-200-2537-1.

Zwischen 1955 und 1985 fanden in der Tschechoslowakei alle fünf Jahre (mit Ausnahme des Jahres 1970) die sogenannten Spartakiaden statt. Diese Massenturnfeste, an deren Choreografien sich über 10000 Menschen beteiligten, gehörten zu den beliebtesten Großveranstaltungen des Landes. Wie Petr Roubal in seiner Studie einleitend feststellt, darf die symbolische und ideologische Bedeutung der gerade einmal sechs Spartakiaden in 40 Jahren sozialistischer Herrschaft keineswegs unterschätzt werden, waren sie doch eines der wichtigsten kommunistischen Rituale. (S. 7) Die konkrete Bedeutung der Spartakiaden für die Tschechoslowakei zu erforschen, ist Roubals zentrales Anliegen.

Die fünf Kapitel des Buches sind thematisch sehr breit angelegt und reichen von den Symboliken der Spartakiaden über organisatorische Aspekte bis hin zu ihrer Rezeption durch die Öffentlichkeit. Das erste Kapitel befasst sich mit der Entstehung der Spartakiaden als kulturellem und politischem Phänomen. Die historischen Wurzeln der Spartakiaden verfolgt Roubal bis ins 19. Jahrhundert zurück, in dem im Zuge der mittel- und osteuropäischen Nationalbewegungen Turnen als Massenveranstaltung aufkam. Als ideologische Basis arbeitet Roubal die Idee vom „Volkskörper“ heraus, dessen Einheit und Stärke durch die synchrone und choreografierte Bewegung der Körper der Teilnehmenden demonstriert werden sollte.

Turnbewegungen dienten somit der Konstruktion einer nationalen „imagined community“.

In einer detailreichen und spannenden Analyse vollzieht der Autor zunächst die Geschichte der deutschen Turnbewegung von ihren Anfängen unter „Turnvater Jahn“ bis zur Vereinnahmung des Massensports durch das nationalsozialistische Regime nach. Anschließend widmet er sich dem tschechischen Sokol als Antwort auf die deutsche Turnbewegung. Die Parallelen zwischen den deutschen und tschechischen Bewegungen sind markant, was Roubal unter anderem an der Dominanz der Volkskörpersymbolik verdeutlicht. Besonders aufschlussreich sind seine Erkenntnisse über die Beziehung der KSČ zur Sokol-Bewegung. Roubal zeigt, wie sich die Skepsis der Kommunisten gegenüber der nationalistischen Symbolik der Sokolbewegung nach 1948 schnell verflüchtigte, als man die Potentiale der ideologischen Vereinnahmung für eigene Zwecke erkannte. Zwar wurde der Verband selbst nach 1948 zügig aufgelöst, Roubal kann jedoch nachweisen, dass die Spartakiaden immer wieder auf Konzepte der sogenannten „slety“, der Massenturnfeste des Sokol, zurückgriffen.

In den beiden folgenden Kapiteln vergleicht Roubal die Symboliken der ersten Spartakiade von 1955 mit denen der Spartakiaden der 1970er und 1980er Jahre. In den frühen Jahren drückte sich in der Massenveranstaltung die Bestrebung des kommunistischen Regimes aus, eine radikal neue Gesellschaft zu errichten. Präsentiert werden sollte die Einheit der sozialistischen Gesellschaft, die Menschen unterschiedlicher Geschlechter, Altersstufen und Berufsgruppen zu einem harmonischen, funktionellen Ganzen zusammenbringt. Als weiteres zentrales Motiv macht Roubal die Inszenierung des Kollektivs als große Maschine aus, in der die menschlichen Körper wie Zahnrädchen ineinandergreifen und zu Trägern von Symbolen werden. Demgegenüber sei den Spartakiaden während der Normalisierung kein Wille zum radikalen Wandel mehr anzumerken gewesen – stattdessen stellten diese die Familie als Symbol für ein glückliches Leben in Frieden in den Vordergrund, beispielsweise durch Eltern-Kind-Choreografien, eine größere Beteiligung von Kindern und die Darstellung traditioneller Geschlechterrollen.

Ein zentrales Thema von Roubals Analyse ist die Inszenierung von Weiblichkeit bzw. des weiblichen Körpers. Für die 1950er Jahre konstatiert er einen Widerspruch zwischen dem Bestreben des Regimes, Genderunterschiede durch eine radikale rechtliche Gleichsetzung von Mann und Frau zu nivellieren, und der choreografischen Inszenierung der Spartakiaden: Männer und Frauen hätten getrennt voneinander geturnt und seien in geschlechtstypischen Farben gekleidet gewesen. Die Inszenierung der Gesellschaft als Mosaik zahlreicher unterschiedlicher Gruppen erforderte es, die Unterschiede zwischen diesen Gruppen darzustellen. Für die späteren Spartakiaden sieht der Autor eine Rückkehr zur Repräsentation klassischer Genderrollen: Die Auftritte der Frauen sollten weibliche Anmut, Wärme und Harmonie ausdrücken – passend zur Familienpolitik in der Normalisierung.

Kapitel vier fragt nach der Logistik der Massenveranstaltungen. Die Spartakiaden waren nicht nur in organisatorischer Hinsicht eine Herausforderung – es mussten gewaltige Anstrengungen unternommen werden, um Transport, Versorgung und

Unterbringung zu gewährleisten –, sondern es galt auch, die Teilnehmenden ideologisch auf die Veranstaltung vorzubereiten.

Das fünfte Kapitel stellt den analytisch stärksten Teil des Buches dar. Hier untersucht Roubal die Reaktionen der Öffentlichkeit auf die Spartakiaden, die von deutlicher Ablehnung über passiven Widerstand bis hin zu offener Begeisterung reichten. Der Autor zeigt, wie sich die Teile der Bevölkerung, bei denen sich die Spartakiaden großer Beliebtheit erfreuten, dieses Ritual im Sinne einer eigensinnigen Auslegung aneigneten: Beliebt waren die Massenturnfeste unter den Zuschauern aufgrund der karnevalistischen Atmosphäre in Prag während der Spartakiaden – und bei den Teilnehmern vor allem aufgrund des Gemeinschaftserlebnisses. Die Erwartung des kommunistischen Regimes, die Spartakiaden zur Schaffung und Erziehung eines „sozialistischen Menschen“ nutzen zu können, erfüllte sich Roubal zufolge jedoch nicht.

Die Studie zeichnet sich durch eine thematische Vielseitigkeit und große Detailfreude aus und beruht auf einem großen Fundus von archivalischen und medialen Quellen – zur Illustration werden neben Werbe- und Propagandaplakaten auch Fotografien von den Spartakiaden sowie zahlreiche Planungsunterlagen eingesetzt. Roubal bearbeitet das Thema so umfassend, dass jedes Kapitel einen eigenen Band rechtfertigen würde. Darin liegt auch ein Problem: Die breit gefassten und eher deskriptiv als argumentativ angelegten Forschungsfragen führen stellenweise dazu, dass der Leser zwischen vielen Beispielen und Anekdoten den roten Faden zu verlieren droht. Eine stärkere analytische Einbindung der in der Einleitung angeführten Konzepte wie das der „imagined community“, des Eigensinns und des zugrundeliegenden Verständnisses des Sozialismus als sozialer Realität hätte dem entgegenwirken können. Dennoch handelt es sich bei Roubals Studie um ein äußerst informatives, gut geschriebenes Buch, das man mit viel Gewinn liest und dem man eine große Leserschaft wünschen kann.

München

Judith Brehmer

*Judson, Pieter M.: The Habsburg Empire. A New History.*

Harvard University Press, Cambridge/MA 2016, 592 pp., ISBN 978-0674 9867-63.

The monograph by Pieter Judson responds positively to at least two major demands in the domain of recent Habsburg historiography. One of them concerns comprehensive works which transcend both national historiographical barriers and the Trans- and Cis-Leithanian divide. After long neglect because of its putatively complicated and irrational mechanisms, Habsburg state-building has inspired numerous innovative approaches in the past years, which situated this topic into the framework of European and global state building.

The second topic concerns the physiognomy of the national movements on Habsburg soil during the long 19<sup>th</sup> century. Since the establishment of constructivist, transnational and micro-perspectives in the research canon, it is particularly comforting to see their deployment in a monograph with a comprehensive scope (especially in the chapter about 1848, pp. 199-201). Judson addresses this important topic

of the classical canon. He has a distinguished record in dealing with nationalisms in the Austrian Lands – just think of his earlier monograph *Liberal Politics, Social Experience, and National Identity in the Austrian Empire, 1848-1914*.<sup>1</sup> This time he approaches the Habsburg state in its entirety and asks about its integrating power during the long nineteenth century. While traditional historiographies tended to cast the Monarchy either as an anachronistic ‘prison of nations’ doomed to fail in the era of modern nation-building, or, on the contrary, as a tolerant, accommodating polity successfully coordinating its diverse populations into a unified whole, revisionist works have cast a more balanced image, while there is much to be discussed about the fine-tunings. Within this range, Judson’s work has been justly identified as an optimistic account.<sup>2</sup>

The book builds on the research results of the past decades published in German and English, developing an inquiry into top-down state building in combination with the social and cultural historical investigation of the ‘state effects’ on the everyday lives of its inhabitants/citizens. The chapters of the book are organized around the classical chronological blocks of modern Habsburg political history: the reforms of the enlightened monarchs Maria Theresa and Joseph II, the reign of Francis II/I, particularly the Metternich era, 1848, the decades leading up to the Austro-Hungarian Settlement, the “culture wars” (esp. p. 269-332) emerging on behalf of liberal politics after 1867, fin-de-siècle everyday life. A separate chapter is dedicated to World War I and the dissolution of the Habsburg state. An epilog with a survey of the successor states, dealing with the legacy of the old regime, concludes the book, bridging the topic to the twentieth century and the present.

Judson calls his subject a liberal empire whose foundations were set by the enlightened reforms of Maria Theresa and Joseph II. He does not provide a definition of the empire, which, in light of the results of New Imperial History, is rather disappointing. The meaning of the empire evolves in the course of reading, designating a composite polity, whose nascent government embarked at the end of the eighteenth century on new fiscal and military projects, to build a centralized and economically efficient state. Chapter 1 names the key themes of modern Habsburg state building: centralization, citizenship policies (including economic and social emancipation and the regulation of migration), education, the institutionalization of public administration (and the secret police). The book surveys these realms of state activity during the entire ‘long’ nineteenth century, while striving at a balanced overview of the lands. The latter is no easy task, given the different measures of negotiation of these policies in the various lands, except, of course, the decades of relentless centralization during Joseph II and in the 1850s. Regional differences in the responses are underlined, Hungary being one of the most conspicuous exceptions to the rule. This gives a structural clarity to the chapters that employ a transparent, everyday language, keep specialized terminology at a minimum and eliminate digressions on theory and method. There are many poignant formulations and

<sup>1</sup> Judson, Pieter: *Liberal Politics, Social Experience, and National Identity in the Austrian Empire, 1848-1914*. Ann Arbor 1996.

<sup>2</sup> Beller, Steven: *The Habsburg Monarchy, 1815-1918*. Cambridge 2018, 21.

anecdotes, which not only illustrate the interactions of the state and local society, but also make the book accessible to a larger audience.

Dealing with the central topics of the historical canon would not just be enough for the sweeping success of the book; it needs the fine insights and reflected assessments on the workings of the Habsburg polity as a whole, synthesized from an impressive bibliography. I find it brilliant how the book explains the sequences of state building from chapter to chapter. It depicts the paradoxes of post-Josephist rule: a war-exhausted, economically defunct government dragging on the legacy of centralization of 1792 until 1848, instead of fostering regional development (the cases of Dalmatia, a territorial gain in the course of the Napoleonic wars, and Galicia, pp. 125, 128-9). A state and its “demoralized” administrators (Waltraud Heindl’s monograph on the topic resonates throughout the book) face vivid, economically prospering middle classes and a common, inter-regional civic culture after 1814. But there is also the legacy of the Josephist *Rechtsstaat*, embodied by the Austrian Civil Code of 1811, enshrining modern liberal citizenship law in the regions west of the Leitha. Citizenship is also the key subject in the chapter on the Frankfurt Parliament and the revolution of 1848, becoming a battleground between the “national conversions” (p. 209) in the provinces and a monarch adamant on the coherence of the empire.

The term ‘liberal empire,’ not unlike the German formulation “Verwaltung statt Verfassung” by Harm-Hinrich Brandt, acquires its specific meaning in Chapter 5 and indicates the reform policies driven by the post-1848 “naked bureaucratic absolutism” (p. 219) that nevertheless institutionalized the social and economic reforms of 1848. Accordingly, the Austrian liberal politicians of the 1860s may have endorsed “unique cultural values,” but in political terms they did not differ much from the “activist absolutism” of the government (p. 268). Even their cultural policies after 1867, culminating in the culture wars against the Catholic Church, are seen in the light of the emulation of imperial patriotism.

Liberal politics enshrined in Cisleithania the use of native language as a constitutional right and organized politics around the vernaculars. In the long run these measures produced those “event-driven or situational nationalisms” (p. 274) which precipitated around elections and depended on constant mobilization. The author does not regard them as lethal and disruptive forces that brought down the monarchy but rather as factors of limited influence in everyday life. Even the crisis triggered by the Badeni language ordinances in 1897, mandating the equality of German and Czech language use by civil servants in Bohemia, which threatened the stability of the system, yielded negotiated solutions and forced the Emperor to accept the democratization of universal male suffrage to diffuse the power of nationalism (p. 315). A crucial insight of the monograph is indeed that political nationalism, instead of the immanent forces of the ‘nations,’ should be regarded not as autonomous, enduring forces emanating from the Lands but as a political phenomenon actively shaped by the government and local activists alike.

There is a flipside to this otherwise highly welcome perspective on nationalism, particularly when it deals with the regional elites of the Monarchy. Particularly the old regional elites, like the Galician Polish-speaking upper strata and the Hungarian-

speaking gentry in Hungary, are cast predominantly in terms of political behavioralism and appear as reactionary, narrow-minded nay-sayers to the leveling policies of Vienna. There is no explanation why Hungarian reform movement was “largely rhetorical” during the *Vormärz*, which I do not think it was (p. 111-112), nor for the assessment of the same movement as ending up with a similar reform program like the central government, despite the oppositional tone, on the eve of 1848. One reason is the overwhelming reliance on English and German-language publications, and the absence of research literature in the regional vernaculars is a significant shortcoming, particularly in discussions about Hungary.

Yet I find the narrative structure and the general perspective on the Habsburg polity highly relevant. Judson’s book is ideal classroom material, its encompassing ambition invites further discussions, complementary information and dissenting opinions, particularly in its optimistic assessment of the integrating force of the Monarchy. It is not simply because of (un-)intended parallels with the uncertain future of the European Union today, but one really wishes that this had indeed been the case.

Vienna

Borbala Zsuzsanna Török

*Zouzal, Tomáš: Zabráno pro SS. Zřízení výcvikového prostoru Böhmen v letech 2. světové války [Für die SS beschlagnahmt. Die Errichtung des Übungsplatzes Böhmen in den Jahren des Zweiten Weltkriegs].*

Naše vojsko, s.r.o., Praha 2016, 384 S., ISBN 978-80-206-1631-9.

In der Historiografie zur Waffen-SS dominieren Arbeiten zu ihrer Beteiligung an den Verbrechen gegen die Zivilbevölkerung im Hinterland der Fronten und in den besetzten Gebieten. Auch der militärische Einsatz ihrer Verbände, die von Kriegsbeginn bis 1943 aus Freiwilligen bestanden und deren Zahl seit 1939 rapide wuchs, ist gut dokumentiert und erforscht. Dies gilt nicht für ihren Truppenübungsplatz „Heidelager“ (Dębica) auf polnischem Boden. In Bezug auf das sogenannte Protektorat Böhmen und Mähren erweitert Tomáš Zouzals Studie den bisherigen Kenntnisstand in vielerlei Hinsicht.

Den größten Truppenübungsplatz erhielt die Waffen-SS im „Protektorat Böhmen und Mähren“. Obwohl erste Pläne schon 1939 entwickelt wurden, die vorsahen, das Gelände nach dem Krieg mit Deutschen zu besiedeln, konnte mit seiner Anlage erst Mitte 1942 begonnen werden, da Reichsprotektor Konstantin von Neurath sich dem Vorhaben widersetzt hatte. Aber auch Staatssekretär Karl Hermann Frank und sogar der seit September 1941 an Neuraths Stelle amtierende sogenannte Stellvertretende Reichsprotektor Reinhard Heydrich äußerten Vorbehalte zumindest gegen die vorgesehene Größe des Truppenübungsplatzes und das Tempo, in dem dieser aufgebaut werden sollte. Während Neurath grundsätzlich an der Notwendigkeit gezweifelt hatte, ein Gebiet von fast 50 km<sup>2</sup> für die Versorgung wichtiger landwirtschaftlicher Nutzfläche zu beanspruchen und die dort lebende Bevölkerung umzusiedeln, befürchteten Frank und Heydrich angesichts der kriegswirtschaftlichen Bedeutung des Protektorats, die Zwangsumsiedlung könne die Stimmung der tschechischen Bevölkerung negativ beeinflussen, zumal die tschechoslowakische Exilregierung das

Vorhaben nutzen könnte, um mit ihrer Propaganda den Widerstandswillen der Tschechen anzustacheln. Schließlich unterwarfen sie sich aber den Weisungen des Reichsführers der SS Heinrich Himmler, der mit großer Dringlichkeit Übungsplätze für die wachsende Zahl der Divisionen der Waffen-SS einforderte. Sie versuchten jedoch mit Erfolg, den Ausbau des Übungsplatzes zeitlich zu strecken. Diese Entscheidungsprozesse behandelt Zouzal in den ersten Kapiteln seiner Untersuchung.<sup>1</sup>

Dem Autor geht es aber vor allem um das Schicksal der betroffenen Bevölkerung auf dem Territorium zwischen der Moldau im Westen, der Sázava im Norden sowie der Eisenbahnlinien über Benešov im Osten und Sedlčany im Süden. Ausführlich behandelt er die schrittweise Errichtung des Truppenübungsplatzes und die erzwungene Aussiedlung von 25 000 Menschen aus 175 Dörfern und drei Städten. Die Räumung des Geländes in fünf Etappen begann im September 1942 und endete erst im April 1944. Zouzal stützt seine minutiöse und äußerst solide Untersuchung einerseits auf Akten zentraler deutscher und tschechischer Behörden, andererseits und hauptsächlich auf seine Kenntnis der Bezirks- und Ortsarchive aller betroffenen Gemeinden, in denen er unter anderem die zahlreichen Gedenkbücher ausgewertet hat. Zudem führte er Interviews mit Zeugen in und aus diesen Ortschaften.

Die Besatzungsmacht war so geschickt, die Durchführung der Räumung einer formal tschechischen Behörde, nämlich dem „Bodenamt für Böhmen und Mähren“, zu übertragen. Tschechische Beamte und Gendarmen mussten für die termingerechte Aussiedlung und die Auszahlung der Entschädigungen für das konfiszierte Eigentum sorgen, die nach den Preisen von 1938 und nicht nach den meist auf über das Doppelte gestiegenen Preisen von 1943 berechnet wurden. Dieser undankbaren Aufgabe widmete sich die „Aussiedlungskanzlei“ des Innenministeriums. Sie half auch, Ersatzgrundstücke für die Bauern bzw. Wohnungen für Handwerker und Arbeiter in anderen Bezirken zu finden. Zum Teil mit Erfolg bemühte sie sich, die Termine der Aussiedlung zu verschieben und den Aussiedlern bessere Bedingungen für die teilweise Mitnahme ihres Eigentums sowie Hilfen am neuen Wohnort anzubieten. Damit diente sie allerdings auch den Wünschen der Besatzungsmacht, die durch ein geregeltes Verfahren unbedingt Unruhen vermeiden wollte.

Immer wieder schildert Zouzal den Schmerz der Menschen, die ihre Häuser und Dörfer verlassen mussten: Bauern und Arbeiter, Gewerbetreibende und Pfarrer sowie adlige Gutsbesitzer wie Sidonie Nadherny. Sie reagierten mit Empörung, als sie mitbekamen, dass die konfiszierten Geräte und Maschinen wie auch ihr Vieh an deutsche Siedler, besonders aus Bessarabien, verteilt wurden. Manche von ihnen erlebten, dass die Waffen-SS schon vor ihrer Abreise Schießübungen veranstaltete. Insgesamt etwa 40 Prozent der betroffenen Bevölkerung, vor allem Bauern und Handwerker, erhielten die Möglichkeit, in ihren Dörfern oder zumindest auf dem Gebiet des Truppenübungsplatzes zu bleiben. Diese Menschen wurden nämlich für die Bewirtschaftung der SS-Höfe gebraucht, die die Truppen versorgen sollten.

<sup>1</sup> Siehe auch *Brandes, Detlef*: „Umvolkung, Umsiedlung, rassische Bestandsaufnahme“. NS-„Volkstumspolitik“ in den böhmischen Ländern. München 2012 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 125) 161-177. Tschechische Übersetzung: *Brandes, Detlef*: Germanizovat nebo vysídlit. Nacistická národnostní politika v českých zemích. Praha 2015, 208-227.

Der größte Teil der „Umsiedler“ sah keinen Sinn im Widerstand, sondern wollte den Krieg möglichst nah an ihrer zeitweise verlorenen Heimat überleben. Versuche der Bürgermeister der betroffenen Gemeinden, Hilfe von Staatspräsident Hácha oder den tschechischen Ministern zu erhalten, blieben in der Regel erfolglos und zeigten die Machtlosigkeit der Protektoratsregierung. Als jedoch im Juni 1943 Gerüchte aufkamen, dass der Truppenübungsplatz nach Westen hin vergrößert werden sollte, schickte Frank tschechische Minister in die betreffenden Bezirke, die diese Gerüchte dementieren mussten.

Im letzten Teil des Buches befasst sich Zouzal mit der militärischen Struktur und Nutzung des Truppenübungsplatzes durch vier „Schulen“, nämlich die Pionier-, Artillerie-, Panzergrenadier- und Sturmgeschützschiule. Seine zahlreichen Kurzbiografien der SS-Offiziere auf der Basis der SS-Führerpersonalakten im Bundesarchiv sind quellenbedingt zu unkritisch geraten, weil sie deren Tätigkeit an oder hinter den Fronten nicht einbeziehen – oder einbeziehen konnten.

Zouzals Werk stellt eine hervorragende Lokalstudie zur deutschen Politik im Protektorat dar. Sie zeigt erstens, mit welchen Mitteln die deutsche Besatzungspolitik im Protektorat erfolgreicher war als in anderen besetzten Gebieten. Zouzal stellt die betroffenen Menschen und ihr unterschiedliches Verhalten in den Mittelpunkt seiner Untersuchung. Differenziert beurteilt er die Tätigkeit der einzelnen deutschen und tschechischen Mitarbeiter des Aussiedlungsapparats. Seine Studie gibt auch einen seltenen Einblick in die Schulung und den Alltag der Einheiten der Waffen-SS, die zum Ersatz und zur Auffrischung auf den Truppenübungsplatz „Böhmen“ geschickt wurden. Wünschenswert wäre eine Übersetzung dieses eindrucksvollen Werkes ins Deutsche.

Berlin

Detlef Brandes

*Ćwiek-Rogalska, Karolina: Zapamiętane w krajobrazie. Krajobraz kulturowy czesko-niemieckiego pogranicza w czasach przemian [Remembered within the Landscape. Cultural Landscape of the Czech-German Borderland in the Time of Transformation].*

Wydawnictwo Naukowe Scholar, Warszawa 2017, 215 pp., ISBN 9788373839151.

In present-day academia, where time efficiency exerts ever more imperious pressure on researchers, deep, long-term and recurring anthropological field research is a rare bird indeed. The book by Polish academic Karolina Ćwiek-Rogalska, based on field work carried out in the town of Žandov in western Bohemia, is the product of just such a conscientious effort. The end result is a micro study of the attitudes of local Czechs towards the past and to the material traces that past has left behind, uncovering those attitudes in all their dynamic complexity as if in a laboratory, and exposing the ups and downs of this approach in the process.

Karolina Ćwiek-Rogalska is employed at the Institute of Slavic Studies of the Polish Academy of Science in Warsaw. While her university studies were in Czech language and ethnology, her current area of research centers on the field of cultural studies. In 2016 she defended her doctoral dissertation, which was published a year



later in book form under the title: “Remembered within the Landscape. Cultural Landscape of the Czech-German Borderland in the Time of Transformation.”

It is no easy task to classify the book as belonging to any single specialist discipline. In her work, Ćwiek-Rogalska combines the methods of classic anthropology (using interviews, observation and photography) with the extensive archival research. She interprets the data gathered by both approaches using the vocabulary both of memory and of heritage studies. Her book’s conclusions are of value not just to readers interested in exploring the past of those spaces often referred to as the *pobraniĉi* – the Czech borderland – but may also be useful in arriving at a diagnosis of current situation of that region. One can also interpret the book taking a certain separation from its specific geographical context and treat it as a case study of the bilateral process of accommodation between a place’s past and the present as experienced by the people living in it.

Divided into three sections, the structure of *Zapamiĉtane w krajobrazie* is clear and coherent. Section one deals with matters of methodology and terminology. The author reveals herself here – as indeed she does throughout the rest of the book – as a sensitive and self-reflective anthropologist. She also pays careful attention to linguistic issues in her work, emphasizing the small, but significant differences between Polish, Czech and German vocabulary as used to refer to the world she is exploring. To take a few examples, the Czech term *pobraniĉi* does not have the same meaning as the Polish *pogranicze* (though they sound identical), and words like: *odsun*, *brázděnka*, *Sudetenland* etc. all possess their own individual emotional register, making translation hardly possible.

Section two consists of three chapters, devoted respectively to the periods 1918-1938, 1938-1948 and 1948-2014. In the first two of the three chapters the author draws on and quotes from a wide range of archival data. Thereafter, in the book’s third and final section (“Layers of the Cultural Landscape”), Ćwiek-Rogalska describes the meanings attached to ruins, sacral places (churches, chapels, cemeteries) and locations connected with the profoundly forgotten past of Źandov as a health resort. Despite its modest size, (about 200 pages, including bibliography) the book is richly embellished with topical detail and storylines. Each sub-chapter relates a separate story in which the past often meets with the present: as in the tale, for example, of a stone lion originally taken from a German *Kriegerdenkmal* interpreted today (in an entirely different place and context) as the national Czech symbol, or in the anecdote about the *Kneipelbach* chapel whose sacral context is defined exclusively through the national background (in this case a German one) with which it is associated.

So what main conclusions does Ćwiek-Rogalska arrive at? Well, the book comes to several conclusions, each in relation to a different issue. The first of these involves the chronology of local memory of Źandov’s 20th-century past. She argues that 1918, 1938, 1948 (even more than 1945) and finally 1989 constitute the decisive *caesuras* in the memory of the local community. The period between the Munich Agreement and the communist coup d’état is clearly seen as the transitional liminal time between the town’s existence as the German Sandau and its creation as the Czech Źandov. The time before 1938 is absent in the communicative and autobi-

ographical memory of citizens. It may be that the period is seen as a mythological past: almost all material elements in the city landscape date from the time, and yet no one can remember how those elements looked and functioned back then – it is as if that past has become Žandov in Past Perfect tense. The following decade, and especially the three years between 1945 and 1948 is seen as a foundational period for the community: it is the period of the settlement of Czechs, of the deportation of Germans and of the jumbled coexistence of both groups for some time. As for the post-1948 period, the chronological line becomes substantially flattened out: there is a strong presence in the memory of the experiences from late 1940s and 1950s (the time of agricultural collectivization, of the *demolice* and of internal population transfers after 1945 – of what were locally referred to as the *vnitřní odsun* – as well as the negative memories people had of their experiences with Slovak settlers, etc.) fades gradually into the relatively eventless period of the 1970s and 1980s.

Although pre-1938 history is definitively absent from personal memories, that does not mean that there is a complete absence in such memories of “bridging elements” between the pre- and post-war worlds. Several people, including two local doctors, lived in the town before, during and after WWII, and the Pokorný family, for example, also has a similar history. However, the presence of such people has taken on a magical and slightly mysterious character in the local memory. For the newcomers such people were strangers, even if they were fully accepted or tolerated. Their conduct, as in the case of Doctor Hackenberg, is remembered as being extraordinary, magical even. Add to that the fact that the house in which the Czech-Jewish-German Pokorný family once lived is today marked out as an uncanny, haunted structure. However, according to Ćwiek-Rogalska, the town’s German past is commemorated mostly in the form – as she puts it – of “unintended monuments” (“niezamierzone pomniki”). Restored half-timber-framed houses (*brazděnky*) or the Kneipelbach chapel constitute clear markers of a German past, not simply for the Germans themselves, but for the locals as well.

But the book also allows one to draw broader conclusions. Reading to some extent between the lines, one may interpret the author as accepting that her interviewees tend not to value their local landscape very highly. When she asks them about important local historical monuments, only the church merits a mention as such. Locals often point to ruins (whether still existing or already destroyed) as characteristic landmarks of the town and its surroundings, and often emphasize the deterioration in the quality of the space they are living in. Generally speaking, local landscape takes the form of a palimpsest in the memory of the local people, in which some material traces indicate (at least for some people) the presence of previous strata of historical reality.

When it comes to the critical side of my review, it is paradoxical that I should start by praising: underlining the friendliness and respect that Ćwiek-Rogalska shows to her interviewees in a great many indirect ways: none of her interviewees are openly criticized or even portrayed in a negative light. In fact, in some cases (like that of the couple who takes care of the chapel) we see them portrayed very positively. While it is obviously gracious of the author to do so, such positive treatment might raise a

question mark as to whether the picture of the people of Žandov that the book offers is not perhaps a little too sweet.

Another issue that needs mentioning is the depth of some of her more detailed interpretations. Her work is erudite and full of context throughout, but it sometimes shows an excessive concentration on theory (going a little too far into it, as it were). In one quote from an interview on collectivization in the area (revealing a personal perspective on the chronology of the process, p. 102) Ćwiek-Rogalska finds proof in the story that the landscape became “a landscape of violence” during the period. That conclusion, though it probably holds true for some victims of the collectivization process, does not necessarily follow from the interview she quotes. In passing, and keeping our focus on the same quote for a moment, one can observe a small, but significant temporal mismatch: the interviewee mentions that the JZD (*Jednotné zemědělské družstvo*, the Czechoslovak socialist agricultural cooperative) in Horní Žandov was disbanded in 1953 when “Novotný became president, so he freed us from the measure: anyone who didn’t want to go with it didn’t have to, with the result that the [JZD] broke up and everyone took his own [land back]”. Yet in fact, it was not Antonín Novotný but Antonín Zápotocký who, as president of Czechoslovakia, said in 1953 that “no one who wants to leave the JZD will be prevented from doing so.” Indeed, it was Novotný himself, as president from 1957 on, who was to return to the policy of forced collectivization of agriculture. Such a mistake in the story as told by a contemporary peasant from Žandov, while it tells us nothing about her attitude towards the landscape, does reveal quite a lot about her way of thinking about the political history of Czechoslovakia: not Zápotocký (an old hardline communist) but Novotný (also a hardline communist, but one with a more liberal attitude) is the one remembered as the “good guy”. And, as a good guy, he could not be blamed for an unpopular measure (forced collectivization) that would not fit comfortably in the received picture.

There is one more very small, but nevertheless interesting chronological mismatch present, yet not explained, in the book. The author mentions that on the occasion of the erection of the monument to the “Věrní zůstaneme” movement on 28 October 1948, the local community sent an (“undated”) letter to “the president of Czechoslovakia Edvard Beneš” (p. 59). Since we know that by 28 October 1948 president Beneš had been dead for almost two months (he died on 3 September 1948) and that he hadn’t held the post of president since June of that year, this report must either be a mistake on the part of some author or a conscious and pointed decision by the local elites not to address the letter to Klement Gottwald as president.

However, these critical remarks do not alter my generally positive attitude towards Ćwiek-Rogalska’s book. Her innovative methodological approach, combining the use of archival materials, interviews and data from field observation has produced a multilayered description of the cultural landscape of the *pobraní* regions. Her contribution to the subject corresponds very well with other relevant studies, especially with those published by the *Anticomplex* association, which has been publishing research and memoirs on the topic over many years and has been encouraging people to take an interest in the heritage and landscape of this formerly mixed Czech-German region. Her theoretical proposition that it makes sense to

link the disciplines of memory studies and landscape studies closely together in similar work is quite likely to be taken up outside that region. I warmly recommend her book and hope that it is soon translated into Czech, German or English.

Kraków

Marcin Jarzabek

*Heftrich, Urs/Jacobs, Robert/Kaibach, Bettina/Thaidigsmann, Karoline (Hgg.): Images of Rupture between East and West. The Perception of Auschwitz and Hiroshima in Eastern European Arts and Media.*

Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2016, 547 S. (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 347), ISBN 978-3-8253-6548-6.

Der Sammelband stellt sich die Aufgabe, die westeuropäischen und die osteuropäischen erinnerungskulturellen Perspektiven auf Auschwitz und Hiroshima – „zwei eigene düstere Symbole“ (S. 9) – zusammen zu bringen. Hervorgegangen ist er aus einer internationalen und interdisziplinären Konferenz, die 2011 unter dem Titel „Bilder des Zivilisationsbruchs zwischen Ost und West. Die Ikonografie von Auschwitz und Hiroshima in den Künsten und der Publizistik Osteuropas“ in Heidelberg stattfand. Indem sich die Herausgeber auf die visuelle, ästhetische und symbolische Ebene der medialen Darstellung konzentrieren, gehen sie der bislang unterbelichteten Frage nach, inwieweit die „Symbole der Massenvernichtung“ (S. 11) erinnerungskulturell miteinander verbunden – oder, im Gegenteil, getrennt voneinander „erinnert“ werden. Die analytische Ebene des Sammelbandes bleibt aber nicht auf die Zugänge eines *iconic turn* beschränkt, denn es werden auch historiografische und erinnerungspolitische Diskurse in den Blick genommen. Ein Vergleich des Symbols „Auschwitz“ mit dem Symbol „Hiroshima“ sei im Kontext des globalisierten Gedächtnisses höchst relevant, so die Herausgeber. Die Singularität des Verbrechens von Auschwitz (S. 9) dürfe zwar nicht in Abrede gestellt werden, doch die beiden Zivilisationsbrüche stünden für vergleichbare Phänomene, wie die fürchterliche Effizienz des technologisierten Massenmords und den höchst problematischen Beitrag der Wissenschaft in der Moderne. Für die Täter(-strukturen) bedeutete das technologisierte Töten eine Anonymität und Abstraktheit ihrer Taten sowie die Möglichkeit, sich hinter der Todes-Maschinerie zu verstecken, für die Opfer bedeutete es die Totalität ihrer Vernichtung und die Unmöglichkeit des Überlebens. So könne man Auschwitz und Hiroshima in einen analytischen Rahmen bringen. Dem Herausgeberteam geht es darum, die entsprechenden Erinnerungskulturen anhand ihrer visuellen Techniken an Auschwitz und Hiroshima zu erfassen und zu analysieren, ferner sollen die Herausforderungen beider Erinnerungsmotive in den einzelnen nationalen Historiografien identifiziert werden.

Der Sammelband zeichnet sich durch einen hohen Grad an Internationalität und Interdisziplinarität aus, wie der folgende knappe Überblick deutlich macht: Im ersten Kapitel werden mit den Beiträgen von Ran Zwigenberg, Makiko Takemoto, Robert Jacobs und Bettina Hofmann die Präsentationen im Westen (Japan, Deutschland, Amerika) analysiert. Das zweite Kapitel widmet sich mit den Beiträgen von Felicitas Fischer von Weikersthal, Mirjam Rainer, Bettina Kaibach, Christoph Garstka und Renata von Maydell der sowjetischen Historiografie, Kunst und Literatur. Das dritte Kapitel besteht aus drei Beiträgen zur polnischen Literatur und

Musealisierung, hier zeichneten Marlene Bainczyk-Crescentini, Karoline Thaidigsmann und Anna Ziebinska-Witek verantwortlich. Zum vierten Kapitel, das der tschechoslowakischen Filmografie, Dichtung und Publizistik gilt, haben Friederike Gürbig, Zuzanna Jürgens und Urs Heftrich beigetragen. Das fünfte Kapitel vereint Beiträge von Autoren aus den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens (Tvirtko Jakovina, Vesna Cidilko, Zrinka Bozic Blanuša und Christina Beretta), die sich erinnerungspolitisch und literaturwissenschaftlich mit alten und neuen nationalen Diskursen auseinandersetzen. Im sechsten Kapitel bieten die Autorinnen und Autoren (Dragan Kujundzic, Jiří Holý, Veronika Ambros, Oksana Bulgakowa) einen transnationalen Blick auf Auschwitz und Hiroshima, indem sie nach angemessenen Formen der Präsentation in der Philosophie, Filmkunst und Literatur fragen. Der Aufsatz von Dorothea Redepenning über Möglichkeiten und Grenzen der Repräsentation der Katastrophe durch die Mittel der Musik rundet den Band ab.

Es ist hier nicht möglich, alle 24 Beiträge gebührend zu würdigen, und es kann nur kursorisch auf die Erkenntnisse einiger weniger eingegangen werden. In seiner Auseinandersetzung mit dem öffentlichen Diskurs in Amerika der ersten Nachkriegsjahre zeigt Robert Jacobs, wie die US-Gesellschaft durch die Selbst-Identifikation mit den Hiroshima-Opfern eine Kultur des „nuklearen Opfer-Seins“ entwickelte (S. 91). Die Hiroshima-Erinnerung war im Kalten-Krieg-Diskurs ausdrücklich funktional: Durch die Fokussierung auf die verwüstete Explosionsstätte und die humanitäre Hilfe für die „Hiroshima Maidens“ sowie die Kultivierung der Angst vor sowjetischer atomarer Aufrüstung sollte die unbequeme Erinnerung an die eigene Verantwortung verdrängt werden.

Die Verbindung zwischen Auschwitz und Hiroshima war in der offiziellen Erinnerungskultur der sozialistischen Staaten zwar stark ausgeprägt, doch ideologisch deformiert. Detailliert schildert Zuzana Jürgens, wie diese Verbindung im Kontext der Block-Konfrontation der frühen Nachkriegszeit in der Tschechoslowakei funktionierte und zum Propagandaklischee wurde. Daran knüpft der Beitrag von Urs Heftrich an, der anhand der Analyse der Tageszeitung der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei „Rudé Právo“ von 1945 bis 1989 aufzeigen kann, dass eine humanistisch orientierte Kritik des technischen Fortschritts sowie die Reflexion der destruktiven Natur des Menschen im Sozialismus keineswegs unerwünscht waren (S. 343). Schließlich ging es um die Reduktion beider Katastrophen auf deren kapitalistische Systemimmanenz: die US-Atombombe sei das Produkt des Kapitalismus gewesen, der Faschismus dessen extremste Form.

Oksana Bulgakowa blickt hinter die Fassade der offiziellen Präsentation von Krieg, Opfern und technologischen Katastrophen und zeigt in ihrem Beitrag, wie die Kontrollstrategien der sowjetischen Zensur mit dem kommunikativen Gedächtnis kollidierten und neue Formen der künstlerischen Auseinandersetzung mit diesen Themen schufen. In der sowjetischen offiziellen Kunst musste sogar die Tragödie „optimistisch“ sein, und alles, was mit Kritik an Technologie verbunden war, blieb unerwünscht. Doch Filmautoren wie Andrej Tarkovskij versetzten ihre Bilder, Szenen, Protagonisten in fremde kulturelle Kontexte, um so die Erfahrungen der Anderen zu demonstrieren (Filme wie „Zerkalo“, „Solaris“, „Stalker“). Interessant ist auch der Hinweis auf die Nutzung anderer filmischer Sprachen bei der Dar-

stellung des Mordes an der jüdischen Bevölkerung im osteuropäischen Film. Bulgakowa zeigt deutlich, wie die neueren polnischen und ukrainischen Filme nach einer eigenen, nicht-sowjetischen aber auch nicht westlichen Filmsprache suchten. (S. 495)

Dass der Sammelband Zitate in Originalsprachen (russisch, tschechisch, polnisch u. a.) bringt, sowie jedem Kapitel Anlagen mit dem Bildmaterial, Listen der Filme und der musikalischen Kompositionen anfügt, macht ihn zu einem besonderen Quellenfundus für Slawisten, Medienwissenschaftler und Vertreter anderer Fachdisziplinen. Gleichwohl verdeutlicht das Konzept des Bandes abermals, wie stark der westliche Blick auf den Holocaust vom Symbolbild Auschwitz (Gleise, Rampe, Tor) geprägt bleibt. Die meisten Juden Osteuropas fielen jedoch einem „anderen“ Holocaust zu Opfer, dem *Holocaust by bullets*, wie ihn die Holocausthistoriker nennen, in den vielen meist namenlosen Schluchten, Wäldern, Dünen, Festungen, von denen kein auch nur annähernd ähnlich starkes Ikonenbild existiert. Der Sammelband verlässt die Chance, die Frage zu stellen, warum dieser andere Holocaust in der öffentlichen Wahrnehmung nicht präsent ist, und was das mit unserem visuellen Gedächtnis zu tun hat, in dem diese Erfahrung nicht abgebildet ist. Denn: der Holocaust an den osteuropäischen Juden war weniger die Erfahrung von Auschwitz, als die von Babi Jar und Maly Trostinec, – den Stätten, an denen nicht nur Juden, sondern auch nicht-jüdische Bürger ermordet wurden. Sollte man nicht die *andere* Erfahrung in Betracht ziehen, wenn man die osteuropäischen Präsentationslogiken mit denen des „Westens“ vergleicht? Und ist es tatsächlich lediglich auf die ideologische Instrumentalisierung zurückzuführen, dass in Osteuropa Hiroshima nicht in einem Atemzug mit Auschwitz genannt wurde? Das Töten der Juden in der Sowjetunion war unmittelbar, und nicht anonym oder abstrakt wie in Auschwitz; es gab lokale Augenzeugen, Mittäter und Widerstand. Dass der antisemitische Charakter des Holocaust in der nachstalinistischen Zeit verschleiert wurde, hing aufs Engste mit dem Schweigen über die fehlende Solidarität der nicht-jüdischen Sowjetbürger mit ihren jüdischen Nachbarn, über die aktive Beteiligung am Judenmord und die heimischen antisemitischen Tendenzen zusammen. Der Ideologie zufolge war die sowjetische Nachkriegsgesellschaft eine Heldengesellschaft, und das Ziel der positiven sozialen Integration sollte auf Kosten der jüdischen Erinnerung erreicht werden.

Zudem tappt die Einleitung des Sammelbands in die üblichen Fallen der tradierten Erklärungsmuster, wenn es um die osteuropäischen Erinnerungskulturen geht. Um nur zwei Beispiele zu nennen: Der Holocaust wurde in der Sowjetunion generell tabuisiert (S. 27), die Meistererzählung für das kommunistische Osteuropa wurde in Moskau geschrieben (S. 15). Dabei haben mehrere Forscher, unter ihnen Zvi Gitelman und Arkady Zeltser, darauf hingewiesen, dass vom totalen Beschweigen der jüdischen Opfer in der Sowjetunion keine Rede sein kann. Dort, wo es Interessengruppen gab, entstanden auch gesellschaftliche Initiativen und Denkmäler. Nicht zuletzt sollte eine kritische Diskussion des westlichen Narrativs erfolgen, allein die USA habe dem Krieg und dem Schrecken von Auschwitz ein Ende gesetzt (S. 15). Denn dieses zeugt von Ignoranz gegenüber den sowjetischen Opfern des Zweiten Weltkrieges und dem Beitrag, den die Rote Armee zur Befreiung von Auschwitz leistete.

*Soukupová, Blanka: Židé v českých zemích po Šoa. Identita poraněné paměti [Die Juden in den böhmischen Ländern nach der Shoah. Die Identität einer verletzten Erinnerung].*

Marenčin PT, Bratislava 2016, 566 S., zahlr. Abb., ISBN 978-80-8114-842-2.

Auch wenn die Forschungsliteratur zu jüdischen Themen in den böhmischen Ländern im Vergleich zu Polen nach wie vor sehr wenige Titel umfasst, wurden doch in den letzten Jahren viele der „weißen Flecken“ in der Geschichte der jüdischen Minderheit geschlossen. Die Autorin der vorliegenden Studie zählt zu den produktivsten Forscherinnen, die sich einer dieser „weißen Flecken“ widmen: der Geschichte der Juden in der sozialistischen Tschechoslowakei. Wer Blanka Soukupová's Publikationen kennt, wird in ihrer neuen Monografie allerdings wenig Neues entdecken, handelt es sich dabei doch um eine Kompilation ihrer bisherigen Forschungsergebnisse. Allerdings hat das Werk den Vorzug, die gesamte sozialistische Periode zu behandeln und liefert damit den lange vermissten Überblick. Zwar enthält die bahnbrechende Arbeit von Alena Heitlingerová „Im Schatten des Holocaust“ von 2007<sup>1</sup> eine knappe zusammenfassende Darstellung der Situation der Juden in der sozialistischen Tschechoslowakei, doch ist diese deutlich von der Rhetorik und dem analytischen Zugang der Exilhistoriografie geprägt. Ihr Ziel war es, den Kommunismus (moralisch) anzuklagen und Identitätskonstruktionen zu analysieren. Im Unterschied hierzu konzentriert sich Soukupová trotz des in dieser Hinsicht irreführenden Titels stärker auf politikhistorische Fragen und unternimmt eine Analyse der Handlungsmöglichkeiten und Interessen jener tschechischen Juden, die nicht in die Emigration gegangen sind.

Dabei konzentriert sie sich auf den „Rat der jüdischen Kultusgemeinden“ (Rada židovských náboženských obcí). Diese Eliten mussten stets versuchen, ihre Agenden in den sich wandelnden politischen Umständen durchzusetzen und ihre Gemeinden zu schützen. Diese Mittlerposition führte zu einer weitgehenden Regimeloyalität des Rates – ein Umstand, den Soukupová offen problematisiert, ohne diese Position einseitig moralisch zu verdammen (etwa S. 120-132). Positiv ist zu unterstreichen, dass die Autorin den Rat nicht als repräsentativ für sämtliche Juden in den böhmischen Ländern darstellt. Durch zahlreiche Exkurse und Beispiele für divergierende Meinungen, andere wirkmächtige Akteure (wie etwa des Jüdischen Museums Prag) sowie durch die Darstellung der unterschiedlichen Lager innerhalb des jüdischen Milieus (Tschechojuden, Kommunisten, Orthodoxe, Zionisten etc., etwa S. 50-64) macht Soukupová stets deutlich, dass „die Juden“ der Tschechoslowakei nicht als homogene Gruppe betrachtet und beschrieben werden können. Die Konzentration auf den Rat der jüdischen Kultusgemeinden ermöglicht es allerdings, dominierende Themen und Probleme der unterschiedlichen Epochen während des Sozialismus herauszuarbeiten.

Diese präsentiert die Autorin nach einem knappen einleitenden Kapitel, das die erheblichen Verluste der jüdischen Gemeinde der Tschechoslowakei im Holocaust

<sup>1</sup> Heitlingerová, Alena: Ve stínu holocaustu a komunismu. Čeští a slovenští židé po roce 1945 [Im Schatten des Holocaust und des Kommunismus. Tschechische und slowakische Juden nach 1945]. Praha 2007.

darlegt, in vier chronologisch aufgebauten Kapiteln (1945-1948, 1948-1956, 1956-1968, 1968-1989). In dem gesamten Werk wird deutlich, dass Soukupová zu jenen wenigen Forscher/inne/n gehört, die das nach wie vor geläufige tschechische Auto-stereotyp einer Nation, die dem Antisemitismus stets fern gestanden habe, kritisch hinterfragen sowie dessen Entstehungskontexte analysieren (etwa S. 450). Ebenso vermeidet die Autorin die dichotome Gegenüberstellung von Minderheit und tschechischer Mehrheit, Bevölkerung und Staat/Partei. Stattdessen legt sie an vielen Beispielen dar, dass einzelne ideologische und politische Positionen der Kommunistischen Partei durchaus auf Unterstützung bei einem Teil der jüdischen Gemeinde gestoßen sind. So führt Soukupová die Tschechisierung der deutschsprachigen Juden in den ersten Nachkriegsjahren nicht allein auf äußere Umstände zurück – etwa die vehementen antideutschen Ressentiments sowie die grassierenden antisemitischen Vorurteile in der Gesellschaft –, sondern auch auf viele jüdische Aktivisten, insbesondere jene, die in der Tradition der tschechojüdischen Bewegung standen und eine Assimilierung forderten (S. 68-77). Und auch bei dem in der Nachkriegszeit dominierenden Thema der Restitution von zuvor enteignetem bzw. arisiertem Besitz gab es keine einheitliche Position „der Juden“: Während der Rat in den Nachkriegsjahrzehnten stets versuchte, enteigneten Besitz zurückzuerlangen, unterstützten andere die sozialistische Politik der Nationalisierung aus politischer Überzeugung (S. 101). Nicht zuletzt lassen sich am gängigen Narrativ, Tschechen und Juden seien im Zweiten Weltkrieg gleichermaßen dem Vernichtungswillen der deutschen Besatzer ausgesetzt gewesen und hätten einander unterstützt, unterschiedliche Deutungen und Strategien nachzeichnen. Denn diese Erzählung wurde von einigen jüdischen Forschern kritisiert, von anderen aus taktischen Gründen oder in der Denktradition der tschechojüdischen Bewegung aktiv mitgetragen (S. 448-450). Zudem stellt Soukupová überzeugend dar, dass ein großer Teil der Juden in der Tschechoslowakei die kommunistische Machtübernahme zunächst begrüßte, da sie die Sowjetunion tatsächlich als die Befreierin des Landes vom Nationalsozialismus ansahen und von deren „Anti-Antisemitismus“ überzeugt waren (S. 113). Diese Überzeugung wich einige Jahre später, vor allem im Zuge des Slánský-Prozesses mit seinen deutlich antisemitischen Tönen, einer großen Enttäuschung (S. 144-151).

Nach der Epoche des Stalinismus, die von Repressionen geprägt war, begannen mit der Reformära (Kapitel IV, S. 155-233) jene Jahre, die in der jüdischen Gemeinde als „goldenes Zeitalter“ erinnert wurden, da eine breite Öffentlichkeit begann, sich für jüdische Themen zu interessieren, und die Handlungsspielräume deutlich wuchsen, sodass der Rat zunehmend selbstbewusster und kritischer auftrat (siehe etwa S. 503). Das letzte chronologische Kapitel gilt der Normalisierungsperiode nach 1968, die vom Rückgang der Mitgliederzahlen der Gemeinden, den Repressionen infolge des staatlichen Antizionismus und dem allmählichen Schwinden des religiösen Lebens geprägt war.

An die Chronologie schließen drei große Kapitel an, die sich den „Achsen der jüdischen Erinnerung“ widmen: Sie gehen erstens auf die Person Richard Feders, des letzten prägenden Oberrabbiners in der kommunistischen Zeit und überzeugten Tschechojuden ein, zweitens auf den fortschreitenden Verlust der jüdischen Friedhöfe und Synagogen im Lande und drittens auf die Rezeption der Shoah. Ohne



Zweifel handelt es sich dabei um zentrale Themen, doch hätten sie der Übersichtlichkeit halber gestrafft in die chronologischen Kapitel integriert werden können. Insbesondere das letzte Kapitel zur Rezeption des Holocaust wirkt recht eklektisch. Neben der vielfach (!) wiederholten Darstellung des zentralen Gedenkorts Theresienstadt und der für den Zusammenhalt der jüdischen Gemeinde wichtigen Rituale der „tryzna“ (Totenfeiern) zum Gedenken an die Opfer des Holocaust werden andere Themen wie der Eichmann-Prozess oder der Warschauer Ghetto-Aufstand recht zusammenhanglos nacheinander kurz angerissen.

Eine analytische Klammer hätte der Monografie gewiss gut getan. So läuft man bei der Lektüre stets Gefahr, sich in den teilweise redundanten Beispielen und den oft seitenlangen Zitaten zu verlieren. Dennoch weist das Werk gegenüber früheren Studien viele Vorzüge auf. Im Unterschied zur älteren Exilhistoriografie etwa beschränkt es sich nicht darauf, die antizionistische Politik der Tschechoslowakei als schlecht verschleierte Antisemitismus anzuprangern, sondern identifiziert ihn auch als eigenständiges ideengeschichtliches Phänomen und als Mittel zur Diffamierung von Oppositionellen (S. 236-270, 305-307).

Das plastische Bild der Lebensumstände und Agenden der jüdischen Gemeinden in der sozialistischen Tschechoslowakei, das die Autorin über die Beispiele erzeugt, erweitert den bisherigen Wissensstand, wirft aber auch weitere Fragen für die Forschung auf: So beschränkt sich Soukupová auf die böhmischen Länder und behandelt den slowakischen Landesteil der Republik nicht. Eine ähnlich angelegte Untersuchung der slowakischen Gemeinden wäre sehr wünschenswert. Zudem drängen sich Vergleiche zu anderen Minderheiten oder anderen Religionsgemeinschaften auf. Es ist etwa fraglich, ob die ausführlich beschriebene Vernachlässigung der jüdischen Friedhöfe in den 1970er und 1980er Jahren (S. 359-443) allein diese Religionsgemeinschaft traf. Ein Vergleich mit den christlichen Religionen, deren Gotteshäuser und Friedhöfe in der kommunistischen Periode ebenfalls häufig dem Verfall preisgegeben wurden, könnte klären, inwieweit die Juden als „spezielle“ Gruppe galten und jenseits der antizionistischen Politik mehr als andere Gruppen diskriminiert wurden.

München

Ulrike Lunow

*Blaive, Muriel (Hg.): Perceptions of Society in Communist Europe. Regime Archives and Popular Opinion.*

Bloomsbury Academic, London, New York, Oxford, New Delhi, Sydney 2018, 264 S., ISBN 978-1-3500-5171-3.

Die Publikation ist das Ergebnis eines internationalen Forschungsprojekts unter der Leitung von Muriel Blaive, Beraterin des Direktors des tschechischen Instituts zur Erforschung totalitärer Regime (Ústav pro studium totalitních režimů, ÚSTR) für die Bereiche Forschung und Methodik. Sie enthält insgesamt 12 Studien, die sich auf das Leben der Menschen in den kommunistischen Diktaturen konzentrieren und darauf zielen, die Schwarz-Weiß-Einteilung in Helden und Schurken zu hinterfragen. Gezeichnet wird ein sehr viel komplizierteres (und glaubwürdigeres) Gesellschaftsbild als in der frühen postkommunistischen Historiografie (und Popkultur),

wobei weder der stalinistische Terror bestritten noch das Leid seiner Opfer geschmälert wird. Das Werk präsentiert eine enorme Bandbreite wichtiger Themen von der nach der kommunistischen Machtübernahme im Februar 1948 erfolgten Disziplinierung der tschechoslowakischen Staatssicherheit (Státní bezpečnost, StB) bis zu einer hervorragenden Analyse der an das Ehepaar Ceaușescu adressierten Beschwerdebriefe einfacher Rumänen, die mit der treffenden Bemerkung endet, dass das Ende dieser Herrscher im Dezember 1989 nicht so grausam hätte ausfallen müssen, wenn sie diesen Beschwerden etwas mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätten (Jill Massino). (S. 202)

Die Publikation umfasst den langen Zeitraum von 1945 bis zur postkommunistischen Ära und reicht geografisch von der DDR bis Bulgarien. Chronologisch ist sie in drei Abschnitte geteilt – „From Postwar to Stalinism“, „From Stalinism to Real Existing Socialism“, „From Real Existing Socialism to the End – and Beyond“ –, orientiert sich jedoch nicht an den traditionellen Wendepunkten der einzelnen Nationalhistoriografien. Was die Länder Ostmitteleuropas betrifft, so sind diese disproportional vertreten: Während die Tschechoslowakei in mehr als der Hälfte aller Kapitel behandelt wird, ist Ungarn kein einziger Beitrag gewidmet. Blaive erklärt dieses Missverhältnis mit dem Forschungsstand: Während zur UdSSR, DDR oder Ungarn viele qualifizierte Studien vorlägen, fehlten profunde Analysen der anderen sozialistischen Gesellschaften bis heute. Als Klammer des Bandes soll der Begriff der „Popular Opinion“ (erstmalig Paul Corner, 2009) dienen, der die unterschiedlichen „Stimmen von unten“ umfasst; allerdings arbeiten nicht alle Beiträge explizit mit ihm. Kommunistische Herrscher interessierten sich dafür, was die Bevölkerung dachte und nutzten das Wissen darüber nicht nur zur Kontrolle, sondern auch zur Stabilisierung des Regimes und dazu, nach Krisen einen neuen Konsens zu etablieren. Nicht zuletzt wurde die „Volksmeinung“ auch als Kampfinstrument im Politbüro eingesetzt (Shawn Clybor).

Dank der gewählten Perspektive offenbart sich den Lesern, dass hinter dem Horizont der „großen Geschichte“ nicht nur Splitter banaler Alltäglichkeit liegen, sondern reiche Archivbestände auch der Sicherheitsorgane, mithilfe verschiedener *turns* in den Gesellschafts- und Humanwissenschaften (beginnend mit dem *linguistic turn* und dem *cultural turn*), gelesen und fruchtbar gemacht werden können. Erfreulich ist außerdem, dass die Autorinnen und Autoren nicht moralisieren und auch Bestände der Zentral- wie Regionalarchive sorgfältig kritisch analysiert haben. Die Einbeziehung der Position der Akteure auf der mittleren Ebene (z.B. Kreis- und Bezirkssekretäre der Partei), die Informationen von oben nach unten und vice versa vermittelten, erscheint besonders wichtig, hatten diese doch auch eine Pufferfunktion zwischen Herrschern und Beherrschten.

Im Vorwort betont Blaive den Beitrag der Akteursperspektive und grenzt sich gegenüber dem Totalitarismus-Paradigma ab. Damit führt sie die langjährigen Auseinandersetzungen zwischen dessen Verteidigern und den Anhängern einer Revision dieser Betrachtungsweise fort. Da die Konfliktlinie dieses Kampfes quer durch das ÜSTR läuft, formuliert sie ihre Thesen gewissermaßen bereits in Antizipation der Kritik aus dem gegnerischen Lager. Allerdings enthält das Buch auch Beiträge, die sich von dieser nicht immer fruchtbaren Auseinandersetzung, in der jede Seite der

anderen methodische wie moralische Mängel vorwirft, distanzieren und mit den Forschungsergebnissen beider Gruppen arbeiten.

Im Folgenden liegt der Blick auf relevanten Studien zur tschechoslowakischen Geschichte. Rosamund Johnston stellte bei der Analyse des Radios und seines Publikums eine Kontinuität zwischen der Nachkriegszeit und der Zeit nach dem Februar 1948 beispielsweise beim „Feldzug“ gegen den Westrundfunk fest. Dieser Kampf war schwierig, denn die Westsender zogen die Hörer mit populärer Musik an und außerdem bestand die auf die Protektoratszeit zurückgehende Tradition, westliche Sender zu hören. Da die neuen Herrscher befürchteten, mit den Nationalsozialisten verglichen zu werden, verzichteten sie auf ein Verbot; allerdings hatten auch die Hörer Angst, da sie glaubten, dass das Einschalten westlicher Sender verboten sei. Trotzdem verfolgten Millionen Menschen in der Tschechoslowakei deren Sendungen mit großem Vergnügen (es gab mehr Rundfunkhörer als Zeitungsleser, auch deshalb verdient der Rundfunk sehr viel mehr Aufmerksamkeit).

Marián Lóži beleuchtet für die Jahre von 1948 bis 1952 die Herrschaftspraxis der Funktionäre der KSČ. Er attestiert ihnen einen arroganten, diktatorischen Stil und deutete diesen als Zeichen der Schwäche. Statt einer streng zentralisierten Hegemonie lasse sich eher eine gewisse regionale Zersplitterung des frühen stalinistischen Regimes beobachten. Der Ruf der regionalen Spitzenfunktionäre war bald bei Parteigenossen wie Parteilosen gleichermaßen schlecht, was zu ihrem Sturz führte, wobei regionale Akteure die Dynamik wesentlich bestimmten (vgl. die Studie von Wendy Goldman zur Sowjetunion). Durch die spektakuläre Bestrafung der regionalen Eliten – vor allem während des Monsterprozesses gegen „Rudolf Slánský und Genossen“ vom November 1952 – versuchte das Regime, seine Herrschaft zu legitimieren und die Unterstützung des Volkes zu gewinnen. Lóži kann zeigen, dass die stalinistischen Schauprozesse ihre innere Logik hatten, die Diktatur nicht ihrem Wesen nach unerklärlich und die Sekretäre keine „Dämonen“ waren, wie ihre Untersucher behaupteten und es auch einige moderne Forscher glauben. Er kommt zu dem Schluss, dass die Menschen den Terror auf der lokalen Ebene durchgängig ablehnten, während sie die Gewalt gegenüber den gefallen Eliten eindeutig akzeptierten.

Molly Pucci schreibt die Dynamisierung der innerparteilichen Säuberung, die ihren Höhepunkt im Prozess gegen den Generalsekretär Rudolf Slánský fand, den Mitgliedern der im Herbst 1948 gebildeten Instruktionsgruppe der Staatssicherheit zu (z.B. Milan Moučka), die die Suche nach dem „inneren Feind“ zur Festigung ihrer Positionen im Rahmen der StB ausnutzten, nachdem sie zuvor unter gewissen Minderwertigkeitsgefühlen gegenüber älteren und erfahreneren Kollegen gelitten hatten. Pucci konzentriert sich auf die ersten Tätigkeitsjahre der StB, schildert diese aber nicht als kompromisslose Maschinerie. Zum einen hätten die Kommunisten die Geheimpolizei vor dem Februar 1948 nicht beherrscht (was als Vorwurf an die KSČ auch aus Moskau kam), der Weg der KSČ zur Hegemonie sei nicht gradlinig verlaufen. Zum anderen musste sich die StB nach dem Februar 1948 mit chaotischen Zuständen auseinandersetzen, da die Regionaloffiziere durch die Schaffung der örtlichen Aktionsausschüsse der Nationalen Front nicht nur Säuberungen, sondern in gewisser Weise auch eine Dezentralisierung in eigener Regie durchgeführt hatten.

Bei der Erneuerung der Disziplin innerhalb der StB halfen die erwähnten Instruktoren, die in die Regionen reisten, um festzustellen, wer auf den unteren Ebenen überhaupt wie arbeitete.

Shawn Clybor liefert eine faszinierende Analyse des stalinistischen Theaterhits „Skandál v obrazárně“ (Skandal in der Gemäldegalerie, Uraufführung 31. Oktober 1953), mit der er den literaturwissenschaftlichen Rahmen weit überschreitet. Er ordnet diese ambivalente Feier des Alltagslebens im Stalinismus – zugleich dessen Satire und Parodie – in einen breiten soziopolitischen Kontext ein, einschließlich der mit den Kämpfen zwischen Malenkov, Berija und Chruščëv um die Nachfolge in der Sowjetunion verknüpften Unsicherheiten. Nach dem Sturz Chruščëvs und seines Protegés Antonín Novotnýs wurde die erfolgreiche Vorstellung rasch abgesetzt. Das heute vergessene Schauspiel mit Elementen des absurden Humors, über den der Stalinist Václav Kopecký ebenso lachte wie der junge Václav Havel, überlebte den Wandel der Machtkonstellationen nicht. Allerdings handelte es sich nicht um eine frühe Frucht der Entstalinisierung – geschrieben hatte das Stück der prominente Václav Jelínek, die Uraufführung fand im Armeetheater (Armádní umělecké divadlo, Direktor E. F. Burian) statt und das Schauspiel hatte durch Alexej Čepička, den damaligen Verteidigungsminister und Schöpfer des „militärisch-industriellen Komplexes“, offizielle Weihungen erhalten.

Abschließend bemüht sich Veronika Pehe darum, die Fetischisierung von Archivadokumenten und deren Instrumentalisierung für politische und popkulturelle Zwecke in der postkommunistischen Tschechischen Republik zu dekonstruieren. Sie kritisiert die Anstrengungen, nicht nur ein einheitliches nationales, sondern nationalistisches „Gedächtnis der Nation“ zu schaffen, wie sie von Teilen des ÚSTR und der erfolgreichen NGO Paměť národa (Gedächtnis der Nation) unternommen würden. Bei der bekannten Politikerin Milada Horáková, die der Partei der sogenannten Nationalen Sozialisten angehörte, unterläuft ihr ein Fehler, indem sie diese irrtümlich zur Sozialdemokratin erklärt (S. 217). Für Pehes Argumentation ist das zwar nicht wesentlich, die kleine Unaufmerksamkeit illustriert jedoch die unterschiedlichen Prioritäten in den Interpretationen der beiden bereits genannten Lager – den Verfechtern des Totalitarismus-Paradigmas wäre ein solcher Fehler bei einem der bekanntesten Justizmordopfer der Stalinismus-Ära sicherlich nicht passiert.

Blaive schreibt in der Einführung über den Unwillen der postkommunistischen Eliten, das starke und kodifizierte Narrativ von den Helden des antikommunistischen Widerstandes zu hinterfragen. Doch solange das von ihr herausgegebene Buch nicht ins Tschechische übersetzt worden ist, wird es von den Lesern und den meisten Journalisten wohl kaum zur Kenntnis genommen werden, was im Fall dieser hervorragenden Publikation – deren Anschaffungspreis von rund 75 Pfund die auf dem tschechischen Buchmarkt üblichen Preise weit übersteigt – wirklich zu bedauern wäre.

*Gleixner, Johannes: „Menschheitsreligionen“. T.G. Masaryk, A. V. Lunačarskij und die religiöse Herausforderung revolutionärer Staaten.*

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2017, 269 S. (Religiöse Kulturen im Europa der Neuzeit 9), ISBN 978-3-525-31034-2.

Die aus einer Dissertation hervorgegangene Studie von Johannes Gleixner konzentriert sich auf einen bemerkenswerten Aspekt der allgemeinen intellektuellen Krise und der „religiösen Mode“ um 1900: Nach ihrer (vor allem durch Privatisierung und Feminisierung gekennzeichneten) Marginalisierung im 19. Jahrhundert avancierte die Religion „zur ambivalenten Zentralkategorie der intellektuellen Neuordnung der Welt“. (S. 7) Intellektuelle traten mit geradezu soteriologischen Konzepten hervor, um die allgegenwärtig diagnostizierte Krise zu bewältigen – „Menschheitsreligionen“, so ein aus der „Begriffsnot“ (S. 37) geronnenes Etikett, hatten Konjunktur. Bereits in dem Begriff zeigen sich Impetus und utopisches wie problematisches Potential gleichermaßen. Denn, das stellt die Arbeit eindrücklich dar, dieses hochproduktive Milieu war zum einen inspiriert von den Ideen einer Überwindung der kulturellen Segmentierung und dem Finden einer allumfassenden Synthese und Einheit und zum anderen einig in der Gegenwartsdiagnostik: Neben die Kritik an der Zersplitterung trat eine an den institutionalisierten religiösen Formen. Die Kirchenkritik brach sich hier auch politisch Bahn, die die klassische Verbindung von Religion und Politik (in Form des Staatskirchenrechts) ablehnte, doch gleichzeitig auf eine Verschränkung dieser beiden gesellschaftlichen Sphären unter neuen Vorzeichen drängte. Zudem gingen die Ansätze zur Lösung des Problems weit auseinander – nicht nur im Dialog der Akteure miteinander, sondern auch im Unwillen oder der Unfähigkeit, zu definieren, was denn nun mit der „neuen Religion“ (so eine weitere zeitgenössische Bezeichnung) eigentlich gemeint sei. Die Studie konzentriert sich genau auf diese konzeptuelle Ambivalenz, welche die Debatten maßgeblich dynamisierte und sie gleichermaßen trug wie schwächte.

Der empirische Zugang ist dafür wohl gewählt: Es handelt sich um keine reine Ideengeschichte; vielmehr beschreibt Johannes Gleixner mit Tomáš Garrigue Masaryk und Anatolij Vasil'evič Lunačarskij zwei Protagonisten, deren Ideen bei der Formung der Tschechoslowakischen Republik bzw. im öffentlichen Diskurs der frühen Sowjetunion ganz praktische Folgen zeitigten. Diese mögen unintendiert gewesen sein, denn beide Entwürfe einer intellektuellen Neuordnung der Gesellschaft durch das Religiöse scheiterten letztlich (S. 235). Doch vergegenwärtigen die Beispiele konstante Problemanzeigen moderner Gemeinwesen: die Präsenz widersprüchlicher Grundlegungen dieses Gemeinwesens, die fragile Grenzziehung der säkularen Sphäre (bzw. das Verhältnis unterschiedlicher gesellschaftlicher Sphären zueinander), die Fraglichkeit säkularer Legitimitätsressourcen für Sinnfragen – und die mitunter klaffende Lücke zwischen utopischen Entwürfen und ihrer Realisierung, wenn „sie beim Wort genommen werden“ und „ernst machen müssen“. (S. 8)

Beide Fälle werden in ihrem jeweiligen Kontext rekonstruiert: Masaryk und Lunačarskij werden als Teil eines bürgerlich-reformistischen bzw. sozialistischen Debattenzusammenhangs in ihrem kulturellen Umfeld gefasst. Der breite zeitliche

Rahmen von 1900 bis 1930 ermöglicht es zudem, die Verschiebungen, die die Zeitläufte und die revolutionären Umwälzungen hervorbrachten, explizit zu machen. Auch werden verschiedene institutionalisierte religiöse Akteure berücksichtigt, deren (Re-)Aktionen die religiösen Entwürfe der beiden Protagonisten maßgeblich beeinflussten.

Masaryk also ist der erste zu besprechende Fall von Intellektuellenreligion (Kapitel 3 und 6). Dazu wird die Entstehung des tschechischen Realismus im österreichisch-ungarischen Setting rekonstruiert. Die Positionierung der religiösen Akteure und ihrer Motivlagen ist ausgesprochen lehrreich (S. 57-78), zumal Gleixner hier ein zentrales Deutungselement für die Entwicklung von Masaryks Religionskonzept herauspräpariert. Die zeitweilige Wahlverwandtschaft mit den religiösen Minderheiten, speziell den Protestanten, aber auch Juden, Freidenkern und katholischen Modernisten, sowie die Abgrenzung von ihnen (um eine Vereinnahmung durch und Verengung seines religiösen Ansatzes auf den Protestantismus abzuwehren), macht die programmatische Unschärfe dieses Konzepts deutlich: Masaryks Charisma, seine politisch performierte Führungsrolle, wurzelte in einem enorm hohen persönlichen Integrationspotential, einer „Kunst der Unschärfe“ (S. 108), die „ideologische Unschärfe zu stabilisieren und die Eindeutigkeit des Religiösen auf Distanz zu halten [vermochte], ohne Beliebigkeit auszustrahlen“. (S. 109) Eine (gelungene) politische Gratwanderung wird so als erlernte und erprobte Praxis historisiert.

Der sowjetische Fall ist Lunačarskij (Kapitel 4 und 5). Auch hier wird der intellektuelle Kontext umfänglich dargestellt, in dem die Idee des Bogostroitel'stvo/ Gotterbauertums verhandelt wurde. Es sind dies zum einen das Klima des späten russischen Zarenreichs und darin der differenzierte, international geführte russische Marxismusdiskurs und zum anderen die frühe sowjetische Phase, in der mangels programmatischer Klarheit verschiedene Vorstellungen von Religionspolitik mit verschiedenen Vorstellungen von Religion korrelierten und um politischen Einfluss konkurrierten. Gleixner stellt ausführlich Lunačarskij's Position im öffentlichen und im innerparteilichen Raum dar und kann die konstatierte Diskrepanz mit der Konjunktur bzw. Marginalisierung seines Programms verbinden. Die Rekonstruktion der Interaktion mit anderen religiösen Akteuren – der Lebendigen Kirche um Alexander Vvedenskij, dem Sektantstvo und verschiedenen antireligiösen Kräften wie den Bezbožniki und den sich institutionalisierenden Kräften des wissenschaftlichen Atheismus – bildet auch hier die Basis, von der aus die Verschiebungen in der öffentlichen Rede über Religion und die sowjetische Religionspolitik der 1920er Jahre gedeutet werden. Zentrale Prozesse sind hier Institutionalisierung, Professionalisierung und eine theoretische Anknüpfung an den Marxismus – kurzum eine Kanalisierung des vormals offenen Diskurses, der parallel zur Formung der politischen Doktrin verlief. Dabei stellt Gleixner heraus, dass der säkulare Zugriff auf die religiöse Sphäre mit ihrem Abschluss vom Politischen gleichzeitig ihre Autonomieerklärung (wenn auch auf begrenztem Terrain) verbürgte.

Gleixners Dissertation entstand im Internationalen Graduiertenkolleg „Religiöse Kulturen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts“ und sie vergegenwärtigt die Vorzüge interdisziplinären wie internationalen Arbeitens. Nicht nur erfasst sie vergleichend zwei historische Fälle, die Rekonstruktion und ihre Einordnung gewinnen

durch die Anbindung an verschiedene Fachdiskurse eine hohe begriffliche Reflexion und Sättigung, die die Arbeit eben nicht nur für Historiker und Historikerinnen Tschechiens oder Russlands interessant macht. Dass er den Arbeitsansatz nicht diskursgeschichtlich nennt, sondern nur „diskurshistorisch inspiriert“ (S. 111), mag performierte Dissertationsbescheidenheit sein oder aus dem Fehlen eines Kapitels zum Ausloten des operationalisierten Diskursbegriffes resultieren – faktisch legt Johannes Gleixner eine diskursgeschichtliche Rekonstruktion des Sagbaren, bezogen auf das Semantem „Religion“ und zwei distinkte Teildiskursgemeinschaften, vor, die er zudem miteinander vergleicht, um Spezifika deutlicher sichtbar zu machen.

Dass beide Fälle keine Standardfälle sind, stellt der Autor deutlich heraus. Das wird auch gar nicht bezweifelt. Allerdings drängt sich beim Sammeln der Sonderfälle die Frage auf, was als Normalverlauf einer Verschiebung der Grenzen zwischen Religiösem und Nicht-Religiösem übrigbleibt. Führt also die fallbezogene Konkretisierung zur Infragestellung und letztlich Negation des „modernen Normalfalls“ der expansiven Säkularisierung und stellt der gegenwärtige Zug der Forschung nicht eine neuerliche ‚religiöse Mode‘ dar, in der Religion zu einer durchaus ambivalenten Zentralkategorie der wissenschaftlichen Deutung der Geschichte der Moderne wird?

Leipzig

Katharina Neef

*Němec, Jiří: Eduard Winter 1896-1982. Zpráva o originalitě a přizpůsobení se sudetoněmeckého historika [Eduard Winter 1896-1982. Bericht über Originalität und Selbstanpassung eines sudetendeutschen Historikers].*

Muni Press, Brno 2017, 379 S. (Opera Facultatis philosophicae Universitatis Masarykianae; Spisy Filozofické fakulty Masarykovy univerzity 475), ISBN 978-80-210-8808-5.

Die wissenschaftsgeschichtliche Biografie Eduard Winters aus der Werkstatt des Brünner Zeithistorikers Jiří Němec erschien kurze Zeit nach der deutschen Winter-Biografie von Ines Luft,<sup>1</sup> eine Arbeit, die Němec nicht mehr rezipieren konnte. Wie Lufts Arbeit basiert auch die Winter-Biografie von Němec auf einer überarbeiteten Dissertation, freilich keiner theologischen, sondern einer geschichtswissenschaftlichen. Verstärkt in den Fokus der Wissenschaftsgeschichte gelangte Eduard Winter im Jahr 2004, als Němec bei einer Prager und einer Brünner Tagung erste Ergebnisse seiner Forschungen vortrug.<sup>2</sup> Neben weiteren Beiträgen konnte Němec 2008 eine umfassende, grundlegende biografische Studie in deutscher Sprache zu Winter vor-

<sup>1</sup> Luft, Ines: Eduard Winter zwischen Gott, Kirche und Karriere. Vom böhmischen katholischen Jugendbundführer zum DDR-Historiker. Leipzig 2016. Siehe dazu die Rezensionen von Miroslav Kunštát in *Bohemia* 57 (2017) H. 2, 479-483; Lorenz Erren in: *H-Soz-Kult*, 20.06.2018, URL: [www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-29096](http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-29096) (letzter Zugriff 02.05.2019); Eduard Mühle in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 66 (2018) 548-551; Jiří Němec in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung* 67 (2018) 293-296.

<sup>2</sup> Němec, Jiří: Raný humanismus v díle E. Wintra [Der Frühhumanismus im Werk von E. Winter]. In: *Soukup, Pavel/Šmabel, Fratišek* (Hgg.): *Německá medievistika v českých zemích do roku 1945* [Die deutsche Mediävistik in den böhmischen Ländern bis zum Jahr 1945]. Praha 2004, 363-380; Němec, Jiří: Eduard Winter und sein Prager Kreis. In: *Albrecht, Stefan/Mališ, Jiří/Melville, Ralph* (Hgg.): *Die „sudetendeutsche Geschichtsschreibung“*

legen.<sup>3</sup> Winters Vita zog viel Interesse auf sich, zumal diese einige wesentliche Brüche aufweist, und dementsprechend fragen Nĕmec und Luft nach deren Ursachen wie auch nach Kontinuitäten.

Nĕmec' Buch ist in 8 Kapitel gegliedert; diesen folgen eine Zusammenfassung auf Englisch, ausführliche Verzeichnisse der gedruckten und ungedruckten Quellen und der Sekundärliteratur sowie ein Personenregister. In einer Anlage werden zwei Texte Winters abgedruckt. Das Buch ist mit einigen Fotografien illustriert.

Winter stellt ein überaus anspruchsvolles Forschungsobjekt dar. Unter den Professoren der ehemaligen Deutschen Universität in Prag sind vermutlich nur wenige Personen zu finden, die eine so lange und zugleich historisch schwer einzuordnende wissenschaftliche und private Laufbahn aufweisen wie er: Der 1896 im böhmischen Grottau (Hrádek nad Nisou) geborene Winter studierte katholische Theologie und Philosophie in Prag und Innsbruck und wurde 1921 in Theologie promoviert, 1922 habilitiert. Zuvor war er zum Priester geweiht worden und arbeitete in katholischen Organisationen. Seit 1922 wirkte er als Dozent für christliche Soziologie, seit 1931 als außerordentlicher Professor für christliche Philosophie und seit 1934 als ordentlicher Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Prager Deutschen Universität. Während seiner Lehrtätigkeit studierte er Geschichte (u. a. bei Hans Hirsch, Ottokar Weber und Wilhelm Wostry) und Rechtswissenschaften. Eine bei Weber geplante Promotion in Geschichte wurde nach dem Tod des Doktorvaters 1927 von Winter nicht weiterverfolgt. Seit 1934 lehrte Winter auch an der Philosophischen Fakultät, an der er schließlich 1941 eine Professur für Europäische Geistesgeschichte erlangen konnte, nachdem er im Jahr zuvor die Theologische Fakultät hatte verlassen müssen. Einen eigenen Wirkungsbereich konnte sich Winter als Institutsleiter innerhalb der 1943 eröffneten „Reinhard-Heydrich-Stiftung. Reichsstiftung für wissenschaftliche Forschung in Prag“ aufbauen. 1945 verließ Winter die Tschechoslowakei und versuchte zwei Jahre lang vergeblich, in Wien eine für ihn adäquate Arbeitsstelle zu finden. Im Herbst 1946 bekam er die österreichische Staatsbürgerschaft verliehen, die er bis an sein Lebensende behielt, und wurde auf eine Professur für Osteuropäische Geschichte an der Universität in Halle an der Saale berufen. So zog Winter 1947 in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands und wurde schließlich 1951 in Ost-Berlin Professor und Leiter des (Akademie-) Instituts für Geschichte der Völker der Sowjetunion. 1966 emeritiert, war Winter, der die ostdeutsche Staatsbürgerschaft nicht annahm, bis an sein Lebensende in der DDR wissenschaftlich tätig und wurde mit mehreren Auszeichnungen für seine Bemühungen um die deutsch-slawische Freundschaft geehrt.

Zu dieser von Nĕmec ausführlich beschriebenen, durchaus erstaunlichen „Karriere“ des geborenen Altösterreicher, Tschechoslowaken, Reichsdeutschen und

---

1918-1960. Zur Vorgeschichte und Gründung der Historischen Kommission der Sudetländer. München 2008 (VCC 114) 113-125.

<sup>3</sup> *Ders.*: Eduard Winter (1896-1982). „Eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der österreichischen Geistesgeschichte unseres Jahrhunderts ist in Österreich nahezu unbekannt“. In: *Hruza*, Karel (Hg.): Österreichische Historiker 1900-1945. Lebensläufe und Karrieren in Österreich, Deutschland und der Tschechoslowakei in wissenschaftsgeschichtlichen Porträts. Wien 2008, 619-676.



schließlich in der DDR lebenden Österreicher Winter gesellt sich das Ende seiner Priesterlaufbahn: Einher mit der sich vergrößernden beruflichen Distanz zur Theologischen Fakultät ging eine private Distanzierung von der ihm als Priester aufgetragenen Lebensweise, bis Winter 1941 wegen Vergehen gegen den Zölibat und andere kirchenrechtliche Anordnungen der Priesterwürde entkleidet und exkommuniziert wurde. Im gleichen Jahr heiratete er die Österreicherin Maria Kögl, die ihm bereits eine Tochter geboren hatte. Nach 1945 zeigte Winter im Gegensatz zu den meisten seiner sudetendeutschen Kollegen keine Berührungängste zu Organen der Sowjetunion und zu kommunistischen Parteien, und wie im Nationalsozialismus gelang es ihm auch in der DDR, parteipolitischen Funktionen auszuweichen.

Einen weiteren Schwerpunkt legt Němec auf den geglückten Versuch, die von Winter bei seinen „Karrieren“ unter verschiedenen politischen Systemen angewandten Anpassungsstrategien zu erfassen. Němec kann zudem aufzeigen, dass Winter ungeachtet dieses Verhaltens fast durchwegs seinen religions- und geistesgeschichtlichen Forschungsthemen treu blieb, die weder im Dritten Reich noch in der DDR dem (von den Autoritäten geforderten und/oder freiwillig betriebenen) geschichtswissenschaftlichen „Mainstream“ entsprachen.

Aus der Biografie Winters hat Němec einen wichtigen (und aktuellen) Aspekt zum Kernthema seiner Arbeit bestimmt und stellt sich die Aufgabe, Winters wissenschaftliche Tätigkeit (Textproduktion, Lehre, organisatorische Funktionen) unter Beachtung der wesentlichen kontextuellen Faktoren zu analysieren. Der Titel seines Buches korrespondiert mit der zentralen Frage einer jeden wissenschaftsgeschichtlichen Biografie: Unter welchen äußeren Bedingungen und mit welchen inneren Einstellungen, das heißt vor allem in welchen Handlungsspielräumen, wurde (und wird) vor allem in totalitären politischen Systemen Wissenschaft betrieben? Für das Einleitungskapitel ist hervorzuheben, dass Němec sein Thema nicht allein unter Verweis auf die neueste tschechische und deutsche Literatur vorstellt und den Forschungsstand referiert, sondern auch die von ihm herangezogenen ungedruckten und gedruckten Quellen einer reflexiven Sichtung unterzieht. Positive Beachtung verdient zudem die Tatsache, dass Němec sich nicht mit der gedruckten Fassung der Autobiografie Winters begnügt hat,<sup>4</sup> vielmehr hat er für den von ihm zuvorderst behandelten Zeitraum auch die in mehreren Fassungen in Berlin erhaltenen Vorarbeiten Winters eingesehen und ausgewertet. Insgesamt ist eine sehr große Anzahl an ungedruckten Archivalien in Berlin, Brünn, Brüx (Most), München, Prag, Salzburg und Wien in die Arbeit eingegangen.

Im Kapitel „Sudetoněmecký církevní historik“ (Der sudetendeutsche Kirchenhistoriker, S. 33-102) skizziert Němec die Ausformung und Politisierung des „sudetendeutschen“ Geschichtsbildes und stellt es in Verbindung mit dem wissenschaftlichen Werdegang Winters. Hierbei bezieht er Faktoren wie Netzwerke, Sozialisation, Milieu und Habitus (im Sinne Pierre Bourdieus) ein und kommt zu dem

---

<sup>4</sup> Winter, Eduard: Mein Leben im Dienst des Völkerverständnisses. Nach Tagebuchaufzeichnungen, Briefen, Dokumenten und Erinnerungen. Bd. 1. Berlin 1981 (Beiträge zur Geschichte des religiösen und wissenschaftlichen Denkens 10); Oberkofler, Gerhard (Hg.): Eduard Winter. Erinnerungen (1945-1976). Frankfurt am Main 1994.

Ergebnis, dass Winter – wie fast alle sudetendeutschen Geisteswissenschaftler – eine Politisierung vollzog, also eine verstärkte Beachtung deutschnationaler Momente und Forderungen auch in seiner wissenschaftlichen und erzieherischen Tätigkeit stattfand. Winter betonte jedoch auch das Verbindende und Gemeinsame – etwa der Tschechen und Deutschen in der ČSR – und brachte überhaupt den slawischen Völkern Respekt und Interesse entgegen, ohne freilich von der postulierten führenden Rolle der Deutschen als „Kulturträger“ gänzlich Abstand zu nehmen. Immerhin nahm Winter neben dem katholischen Glauben und der deutschen Nation die Völkergemeinschaft als wesentliches Element in seinen politischen Horizont auf. Nĕmec kommt sogar zu dem Schluss, dass Winter von den ausgehenden 1920er Jahren bis in die Mitte der 1930er Jahre dem „deutschen Aktivismus“ in der ČSR zuzurechnen sei. Diese Position Winters kommt deutlich in seinem ersten großen, in weiten Kreisen rezipierten Werk „Tausend Jahre Geisteskampf im Sudetenraum. Das religiöse Ringen zweier Völker“ (1938) zum Vorschein, das, wie Nĕmec überzeugend argumentiert, trotz seines Titels nicht als nationalistische Kampfschrift sondern rein religionsgeschichtlich angelegt ist.

Überraschend weit gespannt waren Winters zunächst vornehmlich über katholische „Schienen“ laufende Netzwerke, die er vor allem ausgehend von seiner erzieherischen Tätigkeit im deutsch-katholischen Jugendbund „Staffelstein“ knüpfen konnte, dessen Ziel die Verbindung von religiöser und nationalpolitischer Erziehung bildete. Später meinte Winter, hierbei „im Dienst einer humanistischen Erneuerung“ (S. 283) gewirkt zu haben. Das zentrale Netzwerk bezeichnet Nĕmec als „Prager Kreis“ Winters. Voraussetzung für Winters Netzwerke war seine Eigenschaft, mit Personen verschiedener Nationalitäten und verschiedener politischer, philosophischer und religiöser Denkrichtungen unvoreingenommen kommunizieren zu können. So war Winter etwa einerseits Mitglied der Brentano-Gesellschaft, unterhielt andererseits aber enge Kontakte zu überzeugten sudetendeutschen Nationalsozialisten wie Kurt Oberdorffer. Bis zum entscheidenden Jahr 1938 durchlief Winter eine von Nĕmec plausibel erklärte Wandlung: Der von Jesuiten beeinflusste, der katholischen Kirche ergebene Priester gelangte zu einer (deutsch-)nationalen und reform-katholischen, und daher gegenüber Rom und seinen Hierarchien kritischen Position, bis er schließlich den Kampf um eine Erneuerung der sudetendeutschen Katholiken aufgab – der ab 1938 auch nicht mehr opportun war – und sich im Protektorat als Historiker der Geistesgeschichte zu positionieren suchte. Einen wichtigen Abschnitt dieses Weges beschreibt Nĕmec eindrücklich im Kapitel „Iluze ‚mnichovských měsíců‘“ (Illusion der Münchner Monate, S. 132-149) und liefert ein signifikantes Beispiel für mit weitreichenden Hoffnungen verbundene Anpassungsstrategien deutscher Eliten im Nationalsozialismus. Integraler Bestandteil der Anpassung war auch die formale bzw. äußere Politisierung Winters durch seinen Eintritt in die Sudetendeutsche Partei (SdP) im April 1938 und seine „Flucht“ im September 1938 nach Österreich und Deutschland. Letztlich passt auch Winters später vom zuständigen Bischof vollzogene Exkommunikation in dieses Bild. Winter soll gemäß Nĕmec der „Illusion“ unterlegen sein, im „Großdeutschen Reich“ an einem geeinten und friedlichen Deutschland mitwirken zu können.

Im darauf folgenden Kapitel „Anatomie přizpůsobení“ (Anatomie der Anpassung, S. 150-184) thematisiert Němec das von Winter 1939-1940 fast schon verzweifelt geführte Bestreben, von der unter NS-Herrschaft keine großen Karrieremöglichkeiten versprechenden Position an der Theologischen Fakultät zur Philosophischen, und dort zu den Historikern, zu wechseln. Dabei kann Němec spannend und minutiös die Anpassungsstrategien Winters darstellen (siehe etwa den Brief an Wilhelm Wostry S. 156 f.), der sich isoliert fühlte und in NS-Kreisen unter „Katholizismusverdacht“ stand sowie als ehemaliger („gefallener“) Priester von Teilen der deutschen Studentenschaft und vielen Kollegen abgelehnt oder misstrauisch beobachtet wurde. Dennoch gelang es Winter, entscheidende Personen aus Wissenschaft und Politik für sein Anliegen zu mobilisieren und seine Anstellung an der philosophischen Fakultät zu bewerkstelligen. Im Kapitel „... ve službě národu a vědě“? (... im Dienst der Nation und der Wissenschaft?, S. 185-231) untersucht Němec das von Winter innerhalb der Reinhard-Heydrich-Stiftung geleitete Institut und dessen Text- bzw. Wissensproduktion, fördert aber auch andere wesentliche Aspekte, etwa zur Finanzierung der Stiftung, zu Tage. Dabei kann Němec bisherige Meinungen über die wissenschaftliche Ausrichtung der Stiftung dahingehend korrigieren, dass weniger „rassenbiologische Forschungen“ – die es freilich auch gab – als vielmehr „gewöhnliche“ historische Forschungen in einer nationalsozialistisch determinierten Zielsetzung betrieben wurden. Winter beschäftigte sich unter anderem mit kirchengeschichtlichen Themen der Ukraine, wobei im Hintergrund durchaus der Wunsch nach einer deutsch-ukrainischen Verständigung stand. Allerdings muss Němec auch feststellen, dass Winter im Rahmen seiner „wissenschaftlichen“ Tätigkeit wiederholt propagandistisch ausgerichtete Schriften für das NS-Regime verfasste und den entsprechenden Wortschatz verwendete. Dass er auch als Informant des SD fungierte, rundet das Bild ab.

Im Kapitel „Obrat k socialismu“ (Wende zum Sozialismus, S. 232-277) beleuchtet Němec die Suche Winters in Österreich nach einer neuen wissenschaftlichen Arbeitsmöglichkeit 1945-1947, seine zufälligen oder geplanten Kontakte zu Organen der UdSSR und schließlich die Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Laufbahn in der sowjetischen Besatzungszone und späteren DDR. Auch diese verlief, obwohl äußerlich erfolgreich, immer in Konflikten um die politische und wissenschaftliche Position Winters. Dieser war nicht der SED beigetreten und wurde in bestimmten Kreisen als deutscher Nationalist und undurchsichtiger religiöser Mensch betrachtet und von der Staatssicherheit bespitzelt. Winters Anpassung an seine Situation in der DDR ist überdeutlich an den Titeln seiner Publikationen ablesbar (S. 341 f.); diese boten ihm, so vor allem Arbeiten über Russland bzw. die UdSSR, einen gewissen Schutzschild gegen Diffamierungen.

Im Mittelpunkt des folgenden Kapitels „Vzpomínka mezi sebeinscenací a apologií“ (Erinnerung zwischen Selbstinszenierung und Apologie, S. 278-321) stehen Ego-Dokumente Winters, zuvorderst gedruckte und ungedruckte Fassungen seiner für die Öffentlichkeit bestimmten Autobiografie(n), die er bereits 1945 auszuarbeiten begann. Němec versucht in Erfahrung zu bringen, welche Strategien Winters, im DDR-Regime zu leben, in diese Texte einfließen und betont die Bedeutung von Winter gestrichener Passagen. Allein der Titel von Winters 1981 erschienener Auto-

biografie „Mein Leben im Dienst des Völkerverständnisses“ zeigt Winters Anpassungskunst: Er stilisierte sich zu einem Vorreiter und Protagonisten der (deutsch-slawischen) Völkerverständigung und bot zugleich ein Tableau, das völlig konform mit Ansprüchen des kommunistischen Regimes ging. Auch kann Němec anhand von Winters privaten Aufzeichnungen herauschälen, dass Winter in seinen letzten Lebensjahren an eine fruchtbare Synthese von Marxismus-Leninismus und Christentum, genauer christlicher Ethik, wie er sie bei Bolzano fand, glaubte.

Im Schlusskapitel (S. 322-327) resümiert Němec knapp seine Ergebnisse: Zuerst skizziert er die Rahmenbedingungen sudetendeutscher Historiker, die sich fast ausnahmslos dem NS-Regime anschlossen und sich selbst „gleichschalteten“. Dabei macht er in Anlehnung an Sebastian Haffners Beobachtung zu den Faktoren, welche die Menschen zum Anschluss an das NS-Regime bewogen („... Angst. Mitprügeln, um nicht zu den Geprügelten zu gehören. [...] Einigkeitsrausch, Magnetismus der Masse“, S. 321) für Winter geltend, dass bei ihm 1938 Angst und Einigkeitsrausch erkennbar sind; dazu gesellte sich der Drang, weiterhin wissenschaftlich aktiv sein zu wollen. Um das zu erreichen, trat Winter gezielt in Kontakt mit NS-Machthabern, um schließlich eine verhältnismäßig sichere Position in der von der SS beeinflussten Prager Wissenschaftslandschaft einzunehmen. Diesen Werdegang vollbrachte Winter zwar mit erheblichen Anpassungsstrategien, jedoch ohne als exponierter Nationalsozialist oder NSDAP-Mitglied aufzutreten. Wie Němec aufzeigt, war das Handeln Winters wesentlich von einem aus dem 19. Jahrhundert herrührenden Deutschnationalismus geprägt, den dieser nach 1945 als Negativfolie erkannte und sich, diesen fast „transformierend“, dem proletarischen Internationalismus sowjetischer Prägung zuwandte. Aber auch so blieben „Nationen“ innerhalb der „Völkerverständigung“ bestimmende Faktoren in Winters Weltbild, in dem weiterhin christliche Religionen ihren festen Platz hatten.

Němec bietet eine überzeugende moderne wissenschaftsgeschichtliche und biografische Auseinandersetzung mit der Person und dem Werk Eduard Winters, bei der der Schwerpunkt auf der Zeit vor 1950 liegt. Dabei werden nicht nur das politische, wissenschaftspolitische und gesellschaftliche Umfeld Winters analysiert, sondern auch die wichtigsten Werke Winters angeführt und wissenschaftsgeschichtlich eingeordnet. Němec präsentiert zudem zahlreiche, im Einzelfall sehr interessante Nebenergebnisse zu Institutionen und Personen der geschichtswissenschaftlichen Wissensproduktion, so sind etwa seine Passagen zur Reinhard-Heydrich-Stiftung höchst aufschlussreich.

Zu fragen bleibt nach Unterschieden zu Lufts Winter-Biografie. Da Luft unverständlicherweise auf ein Register verzichtet, ist ihr umfangreiches Buch schlecht erschließbar. Gravierender ist aber, dass Luft nicht den aktuellen Forschungsstand zu Winter referiert und auch auf eine Diskussion mit den Texten von Němec verzichtet, was vor allem bei dessen fast 60-seitigem Beitrag von 2008 angebracht gewesen wäre. Gegenüber Němec weist Lufts Biografie eine weitaus geringere historische Kontextualisierung und Rezeption der Sekundärliteratur auf und konzentriert sich enger auf die Person Winters und dessen Psychogramm sowie den Faktor Religion in dessen Leben. Eine Positionierung Winters und seiner Werke in der Geschichtswissenschaft findet nur am Rande statt. Das alles mag der Ausrichtung einer theolo-

gischen Dissertation geschuldet sein. Vergleicht man aber die Lebensabschnitte Winters, die von beiden AutorInnen ausführlich thematisiert wurden, etwa die Zeit von circa 1930 bis 1950, so bleibt das von Luft gegebene Bild gegenüber demjenigen von Němec deutlich blasser. Das soll nicht heißen, dass Luft keine wertvollen Erkenntnisse bietet, zumal ihre Arbeit weitaus ausführlicher Winters gesamtes Leben abhandelt. In letzter Konsequenz ergänzen sich beide Arbeiten fruchtbar und führen zu einer aufschlussreichen Synthese über Winters Leben. In deutscher Sprache bleibt als stringentes Porträt jedoch Němec' Text von 2008 maßgebend.

Wien

Karel Hruza

*Landa, Ivan/Mervart, Jan: Proměny Marxisticko-křesťanského dialogu v Československu [Die Wandlungen des marxistisch-christlichen Dialogs in der Tschechoslowakei].*

Filosofia, Praha 2017, 493 S. (Studie a prameny k dějinám myšlení v českých zemích 14), ISBN 978-80-7007-481-7.

Karl Marx hat in seiner oft zitierten Einleitung „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“ geschrieben, dass Religion das Opium des Volkes ist. Diese Aussage ist dank der Arbeit der Parteideologen und -philosophen zu einem der Axiome des marxistischen Atheismus geworden. Sie bildete die Grundlage für die marxistische Kritik an der Religion und die Bemühungen, diese zu überwinden; dem Dialog zwischen Marxisten und christlichen Denkern stand sie indessen entgegen. Das Buch „Proměny marxisticko-křesťanského dialogu v Československu“, das Ivan Landa und Jan Mervart, beide wissenschaftliche Mitarbeiter des Philosophischen Instituts der Tschechischen Akademie der Wissenschaften, herausgegeben haben, beweist, dass es auch Perioden gab, in denen die marxistische epistemologische Basis eine apriorische Ablehnung der Religion im Allgemeinen und des Christentums im Besonderen nicht zwingend erforderte.

Obwohl die dreizehn Autoren, die zu dem Band beigetragen haben, aus verschiedenen Disziplinen kommen, ist es den Herausgebern gelungen, die Texte auf drei Themenfeldern zusammenzuführen. So geht es erstens um den historischen Kontext, zweitens um die philosophische Analyse von Schlüsselkonzepten und drittens den heutigen christlich-marxistischen Dialog. Dazu kommt als integraler Bestandteil die Edition unbekannter und schwer zugänglicher Texte aus den 1960er Jahren. Insbesondere eine bisher unveröffentlichte Version des Projekts „Gott ist nicht ganz tot“ von Vítězslav Gardavský und die Erinnerungen der bekannten Philosophen Jan Sokol und Ladislav Hejránek an die Zeit des Dialogs verdienen an dieser Stelle eine Erwähnung.

Die Bedeutung der Publikation erschöpft sich nicht darin, dass hier ein von der historischen Forschung bisher kaum berücksichtigtes Thema berührt wird, sondern liegt auch in der interdisziplinären Herangehensweise und schließlich in dem Anliegen, den Dialog zwischen Marxisten und christlichen Denkern in gewisser Weise auch nach 50 Jahren noch zu bewahren. Somit kann das Buch als Versuch eines „Metadialogs“ oder eines „Dialogs über den Dialog“ verstanden werden.

In die historische Dimension des Themas führt Jan Mervarts Text ein. Er erläutert die Umstände, die es der 1955 entstandenen Paulus Gesellschaft ermöglichten, 1967

eine Konferenz in Marienbad zu veranstalten, auf der Christen und Marxisten zum Austausch jenseits der Doktrinen zusammenkamen – darunter marxistische Intellektuelle wie der Ungar Josef Lukacz, der Österreicher Walter Hollitscher und der Franzose Roger Garaudy sowie aus der Tschechoslowakei Milan Machovec, Vítězslav Gardavský und Erika Kadlecová. Sie diskutierten mit Theologen wie Jürgen Moltmann von der Universität Tübingen, Giulio Girardi, Professor an der Päpstlichen Salesianischen Universität Rom, und Josef Lukl Hromádka, der an der Hussitischen Evangelischen Fakultät in Prag wirkte. Die sowjetischen Marxisten hatten die Einladung abgelehnt.

Mervart charakterisiert die Marienbader Konferenz als Meilenstein für die intellektuelle Entwicklung in der Tschechoslowakei und Ausdruck politischer Veränderungen zugleich: Ab dem Beginn der 1960er Jahre wandelte sich die Haltung der KSC zur Religion, die aggressive atheistische Propaganda wurde eingestellt, 1963 entstand um Hromádka, Ladislav Hejránek, Jiří Němec und Machovec ein Begegnungsort für Christen und Marxisten, der mit dem Seminar in Jircháře verbunden war. Auch Jan Patočka engagierte sich in den Diskussionen um Religion, Atheismus und Ethik, die hier stattfanden. Mervart kommt zu dem Schluss, dass die „Parteiorgane von Anfang an keinen Hebel in der Hand hatten, den Dialog [...] zu lenken“. (S. 76) Die Schwäche der Partei dauerte bis August 1968 an, nach der Invasion und dem Austausch der politischen Führung veränderte sich das Klima für den Dialog zwischen Christen und Marxisten grundlegend.

Vít Bartoš gibt in seinem Aufsatz über die „Voraussetzungen des marxistischen Universalismus im Werk von Vítězslav Gardavský“ Einblick in ein Konzept, das in den 1960er Jahren im Zentrum der Debatte stand. Anhand der Interpretation grundlegender marxistischer Texte – und damit des atheistischen Projekts der Aufklärung – verdeutlicht Bartoš die innovativen Aspekte im Denken Gardavskýs. Im Zentrum steht die Analyse des konstruktiven Dialogs, der Gardavský zu der Ansicht führte, dass der marxistische Atheismus und das Christentum eine gemeinsame Basis teilen. Er folgerte, die Liebe bilde die Basis für die Überwindung der falschen Realität und versuchte damit eine Brücke zwischen beiden Weltanschauungen zu schaffen.

Die dritte Perspektive des Buches richtet sich auf den gegenwärtigen Stand des Dialogs zwischen Marxisten – oder der Linken – und Christen in der tschechischen Gesellschaft. Dieser Teil verfolgt den ehrgeizigen Plan, auf wenigen Seiten den Dialogwandel der letzten 50 Jahre in seiner gesamten Breite zu erfassen – und hinterlässt einen etwas unausgewogenen Eindruck. Jiří Pechar bemüht sich, eine Auslegung des „Kapitals“, eine gegenwärtige (tschechische) protestantische Interpretation von Jesus Christus und die Ideen von Jean Lyotard und Jacques Derrida zu einer kohärenten Einheit zusammenzufügen. Das Resultat lässt Übersichtlichkeit vermissen, auch ist nicht klar, welcher Forschungsfrage der Autor eigentlich nachgeht und zu welcher These diese ihn führt. Man kann aber schließen, dass es in der heutigen tschechischen Gesellschaft keinen Dialog geben kann, weil selbst der Begriff der Weltanschauung, der den Dialog früher unterstützt hat, in Frage gestellt wird.

Filip Outrata formuliert in „Der Dialog des Christentums und die Linke: ein Versuch um das Erforschen des Terrains“ eine ähnliche These. Er hat Äußerungen von

Vertretern beider Gruppen in den Medien analysiert. Dabei wird allerdings nicht ganz klar, inwiefern die ausgewählten Quellen repräsentativ sind. Damit hängt die Frage zusammen, ob das Thema des Dialogs für beide Gruppen heute immer noch eine wichtige Rolle spielt, oder nur wenige Aktivisten interessiert.

Die Qualität der einzelnen Texte steht außer Frage, doch soll abschließend ein markanter konzeptueller Mangel des Buches angesprochen werden: Der slowakische Teil der Tschechoslowakei wird überhaupt nicht in den Blick genommen, und das obwohl ein großer Teil der Quellen zu diesem Thema zugänglich ist. Wäre das Denken der slowakischen Marxisten berücksichtigt worden, wäre das Ergebnis der Untersuchung ganz anders ausgefallen. So aber entsteht der Eindruck, als hätte sich das Milieu der marxistischen Atheisten in den 1960er Jahren ausschließlich aus Befürwortern des Dialogs zusammengesetzt. Die Konzentration auf die Arbeiten von Gardavský und Machovec, die ausführlich zitiert werden, und auch die große Bedeutung, die der Marienbader Konferenz zugesprochen wird, tragen zu diesem Bild bei. Das ist aber nur ein Teil der Geschichte; der andere Teil, der hier nicht vorkommt, besteht darin, dass eine Gruppe slowakischer Atheisten, die in den 1960er Jahren großen Einfluss auf die Debatten hatte, sich vehement gegen einen Dialog mit Christen aussprach. Man kann vermuten, dass diese slowakische Gruppe keinen Eingang in die Darstellung gefunden hat, weil sie kaum erforscht ist. Zusätzlich liegt der Gedanke nahe, dass die an einem Dialog uninteressierten slowakischen Atheisten für die Konzeptualisierung des Dialogs in der Tschechoslowakei, wie sie das Buch darstellt, schwer erklärbar gewesen wären.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Stärken des Buches in den Teilen zum historischen Kontext, der Auslegung und philosophischen Interpretation des Dialogs zwischen Christen und Marxisten in der Tschechoslowakei liegen. Es ist durchaus legitim, eine Dimension der historischen Realität bzw. den Prozess, der sich hier vollzieht, als Dialog zu konzeptualisieren. Doch hätten die Autoren einen Schritt weiter gehen können und die ideengeschichtlichen Ereignisse nicht als Dialog zwischen zwei Seiten, sondern als Diskussion analysieren können, der zwischen mehreren Gruppen stattfand. Damit wären sie der historischen Vielfalt ein Stück näher gekommen.

Prag

Jan Tesař

*Pavliček, Ota (Hg.): Jeroným Pražský. Středověký intelektuál, mučedník české reformace a brdina národní tradice [Hieronymus von Prag. Mittelalterlicher Intellektueller, Märtyrer der böhmischen Reformation und Held der nationalen Tradition].*

Filosofia. Nakladatelství Filozofického ústavu Akademie věd České republiky, Praha 2018, 211 S. (Europaeana Pragensia 10), 10 farb. und s/w-Abb., ISBN 978-80-707-512-8.

Hieronymus von Prag (um 1378-1416) stand als Repräsentant der sich um 1400 konstituierenden Reformbewegung in Böhmen stets im Schatten des etwas älteren Johannes Hus, wenngleich beide Männer das gleiche Schicksal ereilte. Hus wurde 1415 von dem in Konstanz tagenden Kirchenkonzil als Ketzer verurteilt und verbrannt, knapp ein Jahr darauf starb auch Hieronymus von Prag an gleicher Stelle auf dem Scheiterhaufen. In der hussitischen Revolution und danach wurden beide in

Böhmen – mal offiziell, mal im Verborgenen – als Märtyrer des Glaubens verehrt.

Im Jahr 2015 galt das wissenschaftliche und öffentliche Interesse Hus – mit der Edition wichtiger Schriften, mehreren Biografien, Konferenzen und Ausstellungen. Gleiches kann man vom 600. Todestag des Hieronymus von Prag nicht behaupten, von kleineren Aktivitäten in Konstanz und Prag einmal abgesehen. Hussens Weggefährte hatte darüber hinaus das Pech, dass das Jahr 2016 ganz vom 700. Geburtstag Karls IV. bestimmt wurde. Insofern verdient der schmale, inhaltlich freilich gewichtige Band, den es hier anzuzeigen gilt, besondere Beachtung. Sein Untertitel deutet die inhaltlichen Schwerpunkte Reformation und Nation bereits an.

Der Herausgeber, Ota Pavlíček, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Tschechischen Akademie der Wissenschaften und zugleich am Zentrum für Mediävistische Studien Prag tätig, hat sich als Autor zahlreicher Arbeiten zum philosophisch-theologischen Denken im spätmittelalterlichen Böhmen sowie als Mitherausgeber eines englischsprachigen Handbuchs zu Johannes Hus einen Namen gemacht.<sup>1</sup>

In dem vorliegenden Sammelband, der als „Beitrag zur wissenschaftlichen Diskussion über Hieronymus von Prag, sein Denken und seine Rezeption in verschiedenen Zeitepochen“ (S. 8) konzipiert ist, befassen sich tschechische Mediävisten, Kirchenhistoriker und Kunstwissenschaftler sowie ein französischer Historiker mit in der Forschung bislang eher am Rande behandelten Themen. Der Herausgeber hinterfragt einleitend die dezidiert theologischen Motive in Hieronymus' Werk (u. a. Hl. Dreieinigkeit und deren Eigenschaften, Ideen im göttlichen Denken, Schaffung der Welt und biblische Interpretation) und beleuchtet auch den Einfluss seines akademischen Werks auf Zeitgenossen. Dabei macht er insbesondere auf die Polemiken aufmerksam, die der streitlustige und diskutierfreudige Hieronymus an seinen universitären Wirkungsstätten hervorrief. Im Unterschied zu Hus war Hieronymus kein Student bzw. Absolvent der Theologischen Fakultät. Als einer der wichtigsten Einflüsse, die sein Denken prägten, darf die philosophische Dimension der Lehre von den Ideen und deren Verbreitung angesehen werden.

Bekannt ist die unter anderem von František Šmahel analysierte „Recommendacio arcium liberalium“, jene von Hieronymus im Januar 1409 im Rahmen des Jahresquodlibets an der Prager Universität vorgetragene Rede zum Lob der Sieben Freien Künste. Hier stellte er eine neue Konzeption der „Nacio bohemica“ als politische Gemeinschaft der Personen vor, die in allen ihren Teilen sämtliche Bedingungen – lingua, sanguis, fides, also Zunge/Sprache, Blut, Glauben – für eine Zugehörigkeit zu einer entsprechenden Kommunität erfüllten.<sup>2</sup> Martin Nodl diskutiert in diesem Kontext – am 18. Januar etwa wurde das Kuttenberger Dekret König Wenzels IV.

<sup>1</sup> Exemplarisch seien hier drei Titel angeführt: Pavlíček, Ota: La dimension philosophique et théologique de la pensée de Jérôme de Prague. Praha 2014; Ders.: Wyclif's Early Reception in Bohemia and his Influence on the Thought of Jerome of Prague. In: Hornbeck, J. Patrick II / Van Dussen, Michael (Hgg.): Europe After Wyclif. New York 2017, 89-114; Šmahel, František / Pavlíček, Ota: A Companion to Jan Hus. Leiden 2015.

<sup>2</sup> Vgl. Šmahel, František: Die Quellen der Recommendacio arcium liberalium des Magisters Hieronymus von Prag. In: Ders.: Die Prager Universität im Mittelalter. Leiden 2007, 387-404.



erlassen – die Vorstellung eines tschechischen nationalen Bewusstseins und Nationalismus und charakterisiert Hieronymus als einen der „wichtigsten Repräsentanten des radikalen tschechischen Nationalismus, der im Universitätsmilieu historische, rechtliche und kulturelle Argumente im Streit mit den landfremden Magistern suchte“ (S. 46). Das Ziel bestand dabei darin, eine Mehrheit der politischen Rechte für die tschechischen Bewohner des bilingualen Königreichs Böhmen zu erringen, die Hieronymus von Prag als „puri Bohemi“ (reine Böhmen) bezeichnete.

Ota Pavlíček und Miroslav Hanke untersuchen die in einer zeitgenössischen Prager Handschrift enthaltenen „Argumenta sophistica“. Letztere enthalten eine Polemik zwischen Hieronymus von Prag und seinem Kontrahenten Blažek Vlk vom Januar 1409, die im scholastischen Kontext eine Neuinterpretation erfährt.

Mit den Überlegungen von Nicolas Richard zu den Schriften des Hieronymus von Prag, die der römische Index verbot, wird der zweite, dem Nachleben von Werk und Leben des Prager Gelehrten gewidmete Teil des Bandes eingeleitet. Hier findet auch das Wirken des „alter“ – d.h. anderen – Hieronymus († 1440) Berücksichtigung, eines Mönches und Absolventen der Prager Carolina, der bis in das ausgehende 19. Jahrhundert im tschechischen historischen Bewusstsein nicht vorkam und der als offizieller Opponent der Hussiten am Basler Konzil teilnahm. Der Namensvetter des Hieronymus von Prag gilt als Verfasser mehrerer Traktate, darunter der Schrift „Tractatus contra haereticos Bohemos“.

Milena Bartlová und Martina Šaravcová widmen sich der Hieronymus-Ikonomie in der ersten Phase der böhmischen Reformation sowie in der Bildtradition des gedruckten Buches des 16. Jahrhunderts (im Kontext der protestantischen Martyrologien). Zu diesen beiden sehr informativen Beiträgen gehören die aussagekräftigen Bildbeilagen am Ende des Bandes, die überwiegend aus Chroniken und Drucken stammen.

Die folgenden Beiträge zeichnen die Veränderungen des Hieronymus-Kults nach. Dass dieser niemals eine mit dem Hus-Kult vergleichbare Bedeutung erlangte, liegt wohl auch am Fehlen eines zentralen Ortes der Verehrung für den reisefreudigen Gelehrten, so Ota Halama. Welche Rolle Hieronymus von Prag in der Geschichtsschreibung des 20. und 21. Jahrhunderts im Werk der Historiker F. M. Bartoš, František Šmahel und Pavel Spunar einnimmt, zeigt abschließend Jaroslav Hrdlička. Dieser gelungene historiografische Beitrag rundet den kleinen Band würdig ab.

Leipzig

Thomas Krzenck

*Emich, Birgit/Niefanger, Dirk/Sauerer, Dominik/Seiderer, Georg (Hgg.): Wallenstein. Mensch – Mythos – Memoria.*

Duncker & Humblot, Berlin 2018, 572 S., 24 Abb. (Historische Forschungen 117), ISBN 978-3-428-15428-9.

Es ist ein voluminöses Werk geworden, das sich der Figur Wallenstein als Mensch, Mythos und Memoria – so der Untertitel – im Dreißigjährigen Krieg nähert. In fünf kommentierten Sektionen werden Fragen des Alltags untersucht, unterschiedliche, in der Regel politisch-konfessionell intendierte Wallensteinbilder analysiert, Wallensteins Persönlichkeit und Selbstverständnis in den Blick genommen. Ferner wird die

Wallenstein-Rezeption in der Literatur, der Musik und dem Theater verfolgt, die schließlich zu Fragen wie der Erinnerungskultur und dem History-Marketing führt. Gerahmt von einer biografischen Annäherung an Wallenstein von Geoff Mortimer (Die Suche nach Wallenstein – Mensch oder Mythos? S. 11-28) sowie einem Beitrag zur Kulinarik des Krieges von Josef Matzerath (Kulinarisches aus dem Krieg. Zur Ästhetik der exquisiten Kochkunst des frühen 17. Jahrhunderts, S. 481-493) erhält man einen umfassenden Blick auf einen zentralen Akteur des frühen 17. Jahrhunderts, der Biografen, Künstler, Historiker bis heute und jenseits der politischen bzw. Ereignisgeschichte zu einer Auseinandersetzung motiviert.

In der ersten Sektion „Kriegsalltag“ erfolgt eine Diskussion von Fragen der Logistik, von Möglichkeiten der Archäologie und von einer, wie im Kommentar vermerkt wird, eher „phänomenologischen Sammlung von dokumentierten Praktiken“ zum Thema Gewalt und Gewalterfahrung im Krieg.<sup>1</sup> In der zweiten Sektion „Wallenstein-Bilder“ untersucht Silvia Verena Tschopp<sup>2</sup> ausgehend von Flugschriften und Flugblättern Möglichkeiten medialer Kommunikation im 17. Jahrhundert, wobei eine auffällige Differenz zwischen dem eher geringen medialen Interesse an Wallenstein zu Lebzeiten und der „ungewöhnlich umfangreichen publizistischen Produktion anlässlich seines Todes“ vermerkt wird. (S. 104 f.) Als Konstitutionsbedingung öffentlicher Kommunikation konstatiert die Verfasserin – neben dem erhöhten Legitimationsdruck auf Seiten der Protestanten – insbesondere das reformatorische Verständnis der Kirche und die damit verbundenen vielfältigen Formen des Austauschs über religiöse und politische Themen. Dem gegenüber war die hierarchisch organisierte Römische Kirche mit ihrer Präferenz für Arkanpolitik überaus skeptisch, was öffentliche Verlautbarungen betraf. (S. 124) Durch die Umstände von Wallensteins Tod entstand ein Informationsbedürfnis bzw. auch die Einsicht in die Möglichkeiten bzw. Notwendigkeit gezielter Meinungsbildung bzw. -beeinflussung. (S. 126)

Hieran knüpft Hans Medick an, der sich mit dem ambivalenten Bild Wallensteins in zeitgenössischen Medien befasst.<sup>3</sup> Ein Bild, das zwischen dem „kriegsunternehmerischen und machtbesessenen Erfolgsmenschen“ auf der einen, „dem eines tragischen Friedenshelden“ auf der anderen Seite schwankt (S. 131 f.), wobei als – auch mediale – Zäsur die Ermordung Wallensteins fungiert, die erst die Basis für die folgenden, häufig auch konfessionellen Kontroversen bildete. Gleichermaßen belegen die Untersuchungen zu den konfessionellen Schriften (Arne Karsten<sup>4</sup>) wie zu den

<sup>1</sup> Siehe hierzu die Beiträge von *Carl*, Horst: Logistik in Zeiten des Krieges. Der Kriegsunternehmer Wallenstein und das Geschäft der Heeresversorgung 31-47; *Kilián*, Jan: Militärische Gewalt in böhmischen Städten zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges 49-65; *Homann*, Arne: Trümmer, Gräber, Schlachtfelder. Ein Blick auf die Archäologie des Dreißigjährigen Krieges 67-95.

<sup>2</sup> Albrecht von Wallenstein in der zeitgenössischen Publizistik. Zu den Rahmenbedingungen und Konjunkturen medialer Kommunikation im Kontext des Dreißigjährigen Krieges 103-129.

<sup>3</sup> Wallensteins Tod. Zeitgenössische Wahrnehmungen in Medien und Selbstzeugnissen 131-147.

<sup>4</sup> „Gut römisch und ein Mameluck“: Das Wallenstein-Bild in der konfessionellen Auseinandersetzung 149-156.

Dramen-Texten (Bernhard Jahn<sup>5</sup>), dass Wallenstein auch als religiös indifferenter Machtmensch gesehen wurde – entgegen der realen Figur, an deren Religiosität kaum zu zweifeln ist. (S. 173) Allerdings ergibt sich von diesen medial produzierten Bildern bzw. Stereotypen tatsächlich eine Verbindungslinie zum späteren Wallenstein-Mythos. (S. 175)

Die biografische Sektion („Wallenstein – Persönlichkeit und Selbstverständnis“<sup>6</sup>) beleuchtet unterschiedliche lebensweltliche und funktionale Aspekte, in denen Wallenstein als Politiker und Diplomat – der sich gleichwohl nicht auf „vertrauensbildende Maßnahmen gegenüber Wien“ verstand (S. 237) –, als Kriegsunternehmer oder als Bauherr und Mäzen, als vorsorgender Landesvater gemäß der frühneuzeitlichen Ethik verstand und der kulturellen und administrativen Repräsentation seiner Herrschaft verpflichtet sah. Deutlich wird in dieser Sektion aber vor allem, wie Wallenstein sich über seine sozialen Grenzen hinweg als Reichsfürst zu positionieren versuchte und entsprechend auch politisch Einfluss nahm, er somit als Repräsentant einer gesellschaftlichen Elite agierte, ein Status, der ihm gleichwohl verwehrt wurde. Daher ist dem Kommentar zur Sektion zuzustimmen, dass in Wallensteins Persönlichkeit „Erfolg und Scheitern untrennbar verbunden waren.“ (S. 300)

Die Sektion „Wallenstein-Rezeption“<sup>7</sup> knüpft an Bearbeitungen der Gestalt Wallenstein an, in denen zunächst eine Rehabilitierung des Feldherrn erfolgte. Man findet eine Psychologisierung und auch Vermenschlichung des „Verräters“ bei Gerhard Anton von Halem, Johann Nepomuk Komareck und Georg Friedrich von Rebmann. Wallenstein wird als politischer Märtyrer im Rahmen von Passionsgeschichten sowie als Aufklärer betrachtet. Doch erst durch Schiller wird Wallenstein zum Mythos, der seinerseits wiederum in einer ideengeschichtlichen Tradition steht, die sich aus Diskursen und Charakterisierungen speist, auch wenn eine unmittelbare Rezeption nicht nachweisbar ist. Die ideengeschichtlichen Dokumente verraten allerdings viel über die Entfaltung zentraler Problemkonstellationen der Spätaufklärung wie über die Rezeption, Darstellung, Deutung des Dreißigjährigen Krieges und zeugen von der Faszination, die Schiller dem Charakter Wallenstein schon „vor seiner Konsekration durch den Klassiker“ auf die literarische Welt auszuüben vermochte. (S. 319) Der Ausgangspunkt der Wallenstein-Trilogie liegt in der Differenz

<sup>5</sup> Wallenstein oder die Grenzen des allegorischen Theaters – Zur Figur des Friedländers im Drama der 1630er Jahre 157-169.

<sup>6</sup> Siehe hierzu die Beiträge von *Mährle*, Wolfgang: Der gewalttätige Student. Wallenstein an der Hohen Schule in Altdorf 179-209; *Rebutsch*, Robert: Wallenstein als Politiker und Diplomat 211-238; *Asch*, Ronald G.: Albrecht von Wallenstein: Der letzte große Kriegsunternehmer? 239-252; *Dross*, Fritz: Wallensteins Zipperlein 253-269; *Fidler*, Petr: Wallenstein als Bauherr, Mäzen und ‚Hausvater‘ 271-287; *Holy*, Martin: Wallenstein als Bildungsmäzen des 17. Jahrhunderts 289-296.

<sup>7</sup> Siehe hierzu die Beiträge von *Vecchiato*, Daniele: Wallenstein vor Schiller. Die literarische Darstellung des Generalissimus im späten 18. Jahrhundert 303-319; *Alt*, Peter-André: Die dunkle Seite. Zur Psychologie des Okkulten und Astrologischen in Schillers ‚Wallenstein‘ 321-337; *Krämer*, Jörg: Klassikerkult. Wallenstein in der Musik 339-372; *Kocher*, Ursula: Ganz und gar real. Alfred Döblins Roman Wallenstein 373-389; *Brandl-Risi*, Bettina: Von der Kraft der Geschichte auf dem Theater. Überlegungen zu ‚Wallenstein‘ im Theater der Gegenwart 391-403.

zwischen innerer und historischer Wahrheit, die bei Schiller als gleichberechtigte Kategorien behandelt werden. Mithilfe der Astrologie-Thematik wird das Bild des politischen Machtmenschen Wallenstein um eine irrationale Komponente ergänzt (S. 324), durch die manipulative Interpretation der astrologischen Erkenntnisse verstärkt (S. 327) und damit das Motiv der Selbsttäuschung in das Drama eingeführt. Wallenstein, der bei Schiller als politischer Intrigant sowohl im Sinne eines modernen Kalküls der Selbststeuerung agierte, bleibt dabei dem traditionellen System der Providenz verpflichtet. (S. 332)

In der Musik erfolgt fast ausschließlich eine Rezeption des Schillerschen Wallenstein, wobei eine markante Lücke in der deutschen Oper konstatiert wird, was mit einer Blockade durch die Klassik sowie mit dem Re-Mythologisierungsschub durch Wagner erklärt wird. Jörg Krämer liefert eine gute Übersicht über die Vertonungen des Wallenstein-Stoffes in Böhmen bzw. der Tschechoslowakei (nicht Tschechien, S. 352-354, 357 f.) durch Bedřich Smetana und Jaromír Weinberger.

Alfred Döblins „Wallenstein“, dem es nicht um wahr oder falsch geht, sondern um ein Spiel mit der Realität, erscheint als ein durchtriebener Geschäftsmann (S. 380), eine Personifikation des Krieges (S. 305), eine Figur, die nur durch ihre Schrecklichkeit charakterisiert ist. (S. 389) Der Krieg zeigt sich bei Döblin als Ort der Distribution von Macht, Wallenstein als Virtuose dieser Distribution. Nicht zu Unrecht wird im Kommentar konstatiert, dass in allen Texten eine Entlarfung der Aufzucht von Geschichte als Mittel der Entfaltung „menschlicher Grundphänomene“ (S. 405) aufscheint.

Die letzte Sektion „Erinnerungskultur und Marketing“<sup>8</sup> schlägt einen Bogen von der familiären Erinnerung bis zu aktuellen Wallenstein-Brettspielen als Vergegenwärtigung vergangener Zusammenhänge, wobei schon im 18. Jahrhundert ein „Umkippen des Erinnerns an den Krieg ins Touristische“ erfolgte. (S. 475) In den unterschiedlichen Live Actions, Reenactments oder Formen der Living History erfolgt eine Ablösung vom historischen Kontext, der Name Wallenstein ist hier – so Ulrike Ludwig in ihrem Kommentar zu dieser Sektion – vor allem „eine Marke, unter der ganz unterschiedliche Elemente des Dreißigjährigen Krieges oder auch der Vormoderne im Allgemeinen aufgerufen werden“ (S. 475). Das Erinnernte wird fluide. Rekurriert wird auf unterstellte bzw. vermutete Vorannahmen des Publikums, woraus sich die Frage nach den Konsequenzen stellt: „Was heißt es für die Erinnerungskultur, wenn die Ausgestaltung dieses Erinnerns letztlich Marktmechanismen gehorcht?“ (S. 477)

Bleibt zum Schluss ein durch und durch positives Fazit zu ziehen, gelingt es dem insgesamt sehr kohärent aufgebauten Sammelband doch, das Versprechen einzulösen, Mensch, Mythos und Memoria überzeugend in Verbindung zu bringen.

Weimar/Jena

Steffen Höhne

<sup>8</sup> Siehe hierzu die Beiträge von *Hybek, Jiří*: Die Erinnerung an Wallenstein in der Familie Wallenstein im 17. und 18. Jahrhundert 411-429; *Gutsche, Victoria*: Wallenstein auf der Leinwand – Stratege, Politiker, Egomane, Bürgerlicher 431-458; *Wesche, Jörg*: Living and Playing History – Wallenstein in der populären Event- und Medienkultur 459-471.

*Kopičková, Božena: Česká královna Žofie. Ve znamení kalicha a kříže [Die böhmische Königin Sophie. Im Zeichen von Kelch und Kreuz].*

Vyšehrad, Praha 2018, 294 S., ISBN 978-80-7429-974-2.

Am Beispiel der Vita der zweiten Gemahlin des römisch-deutschen und böhmischen Königs Wenzels IV., der aus dem bayerischen Geschlecht der Wittelsbacher stammenden Sophie (1376-1428), lassen sich Herrschafts- und Einflussmöglichkeiten bzw. Handlungsspielräume spätmittelalterlicher Königinnen besonders gut aufzeigen. Erstmals liegt nun eine Biografie Sophies von Wittelsbach vor. Sie zeichnet „Glanz und Elend“ einer spätmittelalterlichen Königin nach, wobei die Autorin Božena Kopičková sich gut ein Vierteljahrhundert intensiv mit dieser Herrscherin auseinandergesetzt hat und bereits gewichtige Teilstudien vorlegen konnte. Letztere rückten insbesondere die Korrespondenz und die Hinterlassenschaft Sophies in den Mittelpunkt und haben das vom Rezensenten 1992 vorgelegte Porträt der Wittelsbacherin in manchen Punkten präzisiert und ergänzt.<sup>1</sup>

Auch die erste, 1386 im Alter von 24 Jahren verstorbene Gemahlin Wenzels IV., Johanna von Bayern, hatte aus dem in mehrere Zweige aufgesplitterten Geschlecht der Wittelsbacher gestammt. Zu diesem Zeitpunkt war Sophie erst zehn Jahre alt. Hatte die erste Ehe Wenzels noch dessen mächtiger Vater Karl IV. im Rahmen seiner weit ausgreifenden Heiratspolitik arrangiert, traf nunmehr der Sohn die freilich ebenfalls politisch-strategisch motivierte Wahl einer neuen Gemahlin. Die Hochzeit der 13-jährigen, als anmutig geschilderten Prinzessin mit dem 28-jährigen König fand 1389 in Prag statt, elf Jahre darauf bestieg Sophie auch den böhmischen Thron, während sich – im Unterschied zu ihrer Vorgängerin – eine Krönung als römisch-deutsche Königin nicht nachweisen lässt. In sieben Hauptkapiteln zeichnet die Autorin ein Lebensbild ihrer Protagonistin, das sie in den Kontext der Entwicklung in Böhmen einbindet. Zu Geburtsdatum und früher Kindheit lässt sich kaum etwas mit Sicherheit sagen, erst ab 1389, das heißt ab der Hochzeit mit Wenzel IV., gewinnt das Bild der jungen Frau an Konturen. Ihr Leben war offenbar nicht immer einfach: Wenzels IV. hatte gravierende gesundheitliche Probleme, die nach einem Giftanschlag 1393 chronisch wurden. Auch waren die 1390er Jahre in Böhmen von zunehmenden innenpolitischen Spannungen geprägt, diese politische Entwicklung schildert Kopičková ausführlich.

<sup>1</sup> *Kopičková, Božena: Mnichovský fascikl č. 543: Korespondence královny Žofie z období března 1422 - prosinec 1427. Dodatky ke studii F. M. Bartoše [Das Münchner Faszikel Nr. 543: Die Korrespondenz der Königin Sophie aus dem Zeitraum März 1422 - Dezember 1427. Ergänzungen zur Studie von F. M. Bartoš]. In: Mediaevalia Historica Bohemica 8 (2001) 121-137; Dies.: Písemnosti z pozůstalostního řízení po úmrtí české královny-vdovy Žofie. Dodatek k výpovědi pozůstalostního inventáře [Schriftstücke aus dem Nachlassverzeichnis nach dem Tode der böhmischen Königinwitwe Sophie]. In: *Krmíčková, Helena/Pumprová, Anna/Růžičková, Dana/Švanda, Libor* (Hgg.): *Querite Primum Regnum Dei. Sborník příspěvků k počtě Jany Nechutové [Sammelband zu Ehren Jana Nechutovás]*. Brno 2006, 483-494; *Krzenek, Thomas: Sophie von Wittelsbach – eine Böhmenkönigin im Spätmittelalter. In: Beyreuther, Gerald/Pätzold, Barbara/Uitz, Erika* (Hgg.): *Fürstinnen und Städterinnen. Frauen im Mittelalter. Freiburg im Breisgau, Basel, Wien 1993, 65-87.**

Trotz zahlreicher Schwierigkeiten, zu denen auch die Kinderlosigkeit der Ehe zählte, stand Sophie offenkundig fest an der Seite ihres labilen Gemahls. Die Verfasserin spricht von „höfischer Liebe ohne Mutterschaft“ (S. 61). Sophies Stellung wurde durch die Krönung zur böhmischen Königin im Jahre 1400 allgemein abgesichert, was insbesondere für ihre wirtschaftliche und rechtliche Position galt. In einem dem Privatleben gewidmeten Unterabschnitt beschreibt Koplčková anhand von illuminierten Handschriften und Bildquellen das symbolisch vielschichtige Erscheinungsbild der Hofkunst Wenzels IV. (u. a. die Wenzelsbibel), an der Sophie, die die kulturellen Interessen ihres Gemahls teilte, offenkundig regen Anteil nahm. Koplčková zeigt in diesem Zusammenhang auf, dass die komplizierte Symbolik in den Drollerien der nach 1390 entstandenen und prachtvoll ausgestatteten Wenzelsbibel eben nicht eine von der älteren Forschung vermutete außereheliche Beziehung Wenzels IV. mit einem Bademädchen zeigt, sondern vielmehr als Ausdruck der in den öffentlichen Raum gestellten Liebe zwischen dem König und seiner Gemahlin, der „femina elegantis formae et procerae staturae“ (S. 70), interpretiert werden kann.<sup>2</sup> Die Wittelsbacherin fand zudem in ihrem königlichen Gemahl eine wichtige Stütze für ihre eigenen kulturellen Ambitionen, für ein Mäzenatentum, das sich bei Sophie unter anderem im Patronatsrecht für Pfarrkirchen ihrer Leibgedingestädte ebenso artikulierte wie im Bereitstellen liturgischer Bücher für kirchliche Einrichtungen.

Besonders aufschlussreich ist das Kapitel III, in dem der Hof der Königin und seine Organisation behandelt und der Alltag anhand der hier tätigen Personen (Kapläne, Hof- und Kammermeister, Kanzleibeamte, Boten usw.) geschildert wird. Ähnliches gilt für Kapitel VI, das Sophie als Königin zwischen Kreuz und Kelch, das heißt zwischen katholischem und hussitischem Symbol, zeigt. Hier geht es um die gesellschaftlichen, kulturell-mentalen, machtpolitischen und ökonomischen Wandlungen und Umbrüche im Königreich Böhmen, um die seit den 1360er Jahren aufkommende Reformpredigt sowie deren Verbindung zu höfischen Kreisen, die Rolle der 1392 gestifteten Bethlehemskapelle als Ort, an dem tschechische Predigten gehalten wurden, und um das Auftreten des Johannes Hus. Vor diesem Hintergrund analysiert die Autorin das Phänomen der wachsenden weiblichen Frömmigkeit, für die die Gemahlinnen reformorientierter Höflinge eine wichtige Rolle als Vermittlerinnen spielten. Dass die Vorstellungen Hus' von einer Reform der verweltlichten Kirche im Rahmen der bestehenden Ordnung auch Sophie von Wittelsbach in ihren Bann zogen, ist bekannt und findet in der Korrespondenz des Prager Theologen eine Bestätigung.

In diesen Kontext gehören zudem die Briefe zur Verteidigung Hussens, die auch Wenzel IV. und seine Gemahlin an die Kirche schrieben. Koplčková hat diese – in der

---

<sup>2</sup> Über die angeführte Literatur zur Wenzelsbibel hinaus ist zu ergänzen: Jenni, Ulrike/ Theisen, Maria: *Mitteleuropäische Schulen IV (ca. 1380-1400). Hofwerkstätten König Wenzels IV. und deren Umkreis*. Wien 2014 (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse: Denkschriften 458/Veröffentlichungen zum Schrift- und Buchwesen des Mittelalters 1, Die illuminierten Handschriften und Inkunabeln der Österreichischen Nationalbibliothek 13), Textband 158-212 (Nr. 5); Tafel- und Registerband, Abb. 144-192.

Einschätzung keineswegs unwidersprochenen – Briefe ediert.<sup>3</sup> Das Textkorpus von 30 kopiał überlieferten Schreiben hätte an dieser Stelle durchaus mehr Interesse verdient. Den erzwungenen Seitenwechsel, den Sophie von Wittelsbach in den Jahren 1416-1419 vollzog, als sie unter dem Druck Sigismunds von Luxemburg und des Konstanzer Konzils in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehrte und nach dem Tode ihres Gemahls im August 1419 für wenige Wochen als Regentin-Witwe im vom Hussitensturm erschütterten Prag politische Mitverantwortung trug, beschreibt die Verfasserin sehr detailliert.

In Kapitel VII nimmt sie dann die Emigration Sophies von Wittelsbach in den Blick. Es handelt sich bei diesen neun Jahren aufgrund der überlieferten „Münchener“ Korrespondenz unbestritten um den am besten dokumentierten Lebensabschnitt Sophies. Auf dieser Grundlage entsteht das Porträt einer Frau, die allen finanziellen Widrigkeiten zum Trotz im Pressburger Exil keineswegs für ihre vormalige pro-hussitische Einstellung büßen musste. Sie lebte – wie manche andere adelige Zeitgenossin auch – zwar mit kleinem Hofstaat, aber nahm am politischen Geschehen regen Anteil.<sup>4</sup>

Die Namen zweier böhmischer Königinnen – Sophie von Wittelsbach und Barbara von Cilli – sind auf unterschiedliche Weise mit der im Sommer 1419 durch den Ersten Prager Fenstersturz ausgelösten hussitischen Revolution in Böhmen verbunden. Beide waren zweite Gemahlinnen von Herrschern aus dem Geschlecht der Luxemburger – von Wenzel IV. und seinem Halbbruder Sigismund, die sich zeitweilig spinnefeind waren. Während Sophie von Wittelsbach treu an der Seite ihres psychisch labilen Gemahls Wenzels IV. stand, kennzeichneten Spannungen das Eheleben zwischen Barbara und Sigismund, die auch aus machtpolitischer Rason doch wieder zueinander fanden. Steht Sophie von Wittelsbach für den Beginn der hussitischen Revolution, symbolisiert Barbara von Cilli eher deren Ende, das ihr dann den Weg als böhmische Königin ebnete. Dessen ungeachtet lassen sich sowohl für Sophie von Wittelsbach als auch für Barbara von Cilli konkrete Herrschaftsräume und zeitlich beschränkte Einflussmöglichkeiten ausloten.<sup>5</sup> Für die zweite Gemahlin Wenzels IV. hat Božena Kopečková dies nunmehr überzeugend getan.

Leipzig

Thomas Krzenek

<sup>3</sup> Kopečková, Božena/Vidmanová, Anežka: Listy na Husovu obranu z let 1410-1412. Konec jedné legendy? [Briefe zur Verteidigung Hussens aus den Jahren 1410-1412. Das Ende einer Legende?]. Praha 1999. Vgl. hierzu die Besprechung von Karel Hruza in: *Bohemia* 43 (2002) H. 1, 265-267.

<sup>4</sup> Zum Pressburger Exil und zum Verhältnis Sophie von Wittelsbach und Sigismund von Luxemburg zuletzt ausführlich: Dvořáková, Daniela: Žofia Bavorská a Žigmund Luxemburský. K bratislavskému pobytu českej kráľovnej [Sophia von Bayern und Sigismund von Luxemburg. Zum Pressburger Aufenthalt der böhmischen Königin]. In: *Studia Mediaevalia Bohemica* 2 (2010) 1, 75-114.

<sup>5</sup> Zu beiden demnächst im Kontext der Hussitenfrage komparativ: Krzenek, Thomas: Leipzig im Spiegel der Korrespondenz Katharinas der „Streitbaren“ (1395-1442). Herrschaftsräume und Einflussmöglichkeiten von Kurfürstinnen im Spätmittelalter (Tagungsband, im Druck).

*Beránek, Ondřej/Cermanová, Pavlína/Hrubý, Jakub (Hgg.): Jedno slunce na nebi, jeden vládce na zemi. Legitimita moci ve světě 14. století [Eine Sonne am Himmel, ein Herrscher auf Erden. Die Legitimität der Macht in der Welt des 14. Jahrhunderts].*

Academia, Praha 2017, 823 S., ISBN 978-80-200-2738-2.

Es mag dem Zufall geschuldet sein, dass nahezu zeitgleich mit dem hier anzuzeigenden schwergewichtigen tschechischen Buch über das 14. Jahrhundert Bernd Roeck in Deutschland eine noch umfangreichere Darstellung der Renaissance vorgelegt hat.<sup>1</sup> Auch wenn sich Roecks Werk einem anderen Untersuchungsgegenstand widmet als das der tschechischen Kollegen, gibt es doch inhaltliche Parallelen, die sich vor allem in der globalen Betrachtungsweise des Themas artikulieren. Für die tschechische Forschung ist das ein Novum, löst sich diese Perspektive doch von einem „Bohemo- und Europazentrismus“ zugunsten eines Vergleichs, der die gesamte damals bekannte (den meisten Zeitgenossen freilich unbekannt) Welt im beginnenden Zeitalter der Entdeckungen einbezieht. Hierzu haben sich 31 an tschechischen Forschungseinrichtungen und akademischen Lehrstätten wirkende Wissenschaftler – darunter Historiker, Religionswissenschaftler, Kulturanthropologen, Arabisten, Indologen, Afrikanisten und Sinologen – zusammengefunden. Das Leitmotiv des beachtlichen Werkes, das aus ihrer Kooperation hervorgegangen ist, ist die Legitimität von Macht in verschiedenen Kulturkreisen.

Die Einleitung, der eine Karte der Welt um 1400 vorangestellt ist, betont, dass es im Folgenden vor allem um Europa im 14. Jahrhundert geht. Doch gerade Reiche und Einflussphären östlich und südöstlich von Europa, unter anderem die Goldene Horde, die Reiche Timurs, der Mongolen, der aufsteigenden Ming-Dynastie oder der Mamelucken, mussten sich mit herrschaftsrelevanten Fragen auseinandersetzen, die die Legitimität des obersten Repräsentanten des jeweiligen Staatswesens betrafen. Das wirft eine Reihe von Fragen auf: Wer war in den unterschiedlich definierten mittelalterlichen, politisch-religiösen Milieus Träger der Macht und auf welchen Grundlagen beruhte die Autorität dieser Person? Wie spielte sich die Einführung in das höchste Amt ab und wie sah es mit der Benutzung entsprechender Insignien der Macht aus? Auf welchen Grundlagen fußte die Autorität des Herrschers? Mit welchen Mitteln wurde die Macht symbolisiert und visualisiert?

Zunächst werden die grundlegenden Entwicklungen und Ereignisse mit Langzeitwirkung skizziert, die das 14. Jahrhundert prägten. Dieses mag uns aufgrund seiner Dynamik – hier mögen für Europa Stichworte wie die Pest, der Ausbruch des 100jährigen Krieges oder das Abendländische Schisma, für Kleinasien der Aufstieg der Osmanen, für Mittelasien das Reich des zentralasiatischen Militärführers Timur und für China der Aufstieg der Ming-Dynastie seit 1368 genügen – wie ein „ferner Spiegel“ erscheinen.<sup>2</sup> In sechs Hauptkapiteln stehen neben Europa bei aller sozio-kultureller Verschiedenartigkeit der Nahe Osten und Afrika, Süd- und Südostasien,

<sup>1</sup> Roeck, Bernd: Der Morgen der Welt. Geschichte der Renaissance. München 2017.

<sup>2</sup> Vgl. Tuchman, Barbara: Der ferne Spiegel. Das dramatische 14. Jahrhundert. Düsseldorf 1980.



Mittelasien, Ostasien sowie Süd- und Mittelamerika im Blickpunkt, wobei jedes Kapitel neben zumeist farbigen Abbildungen (leider in sehr unterschiedlicher Qualität) Karten und genealogische Tafeln bietet sowie am Ende eine Übersicht zu grundlegender Literatur.

Jeweils zwischen vier und acht Autoren zeichnen für die in den einzelnen Kapiteln behandelten Fragen nach Machstrukturen, Legitimität der Macht des Herrschers und deren Reflexion verantwortlich. Für Europa bietet Pavlína Cermanová unter dem Titel „Omnis potestas a Deo: Die herrscherliche Macht im Europa des 14. Jahrhunderts“ gleichsam eine Einführung vor dem Hintergrund von fünf Machtzentren: von Westeuropa mit dem Heiligen Römischen Reich als prägendem Faktor, über Skandinavien, den Deutschen Orden und Osteuropa hin zu Byzanz und dem Balkan sowie der im Prozess der Reconquista befindlichen Iberischen Halbinsel. Cermanová macht deutlich, dass das Königtum auch im 14. Jahrhundert als quasi naturgegebene Form der politischen Organisation omnipräsent blieb. Der König bildete die wichtigste Integrationskraft, eine „Institution, die allen politischen Strukturen und Handlungen vorgelagert war“.<sup>3</sup> Er trat machtpolitisch wie kirchlich als eine *Persona mixta* in Aktion, zumal ihm als Auswirkung der Krönung und Salbung eine gewisse geistliche „Kapazität“ zuerkannt wurde, womit Ernst Kantorowicz in seinem wegweisenden Buch über die zwei Körper des Königs dessen Stellung als Repräsentant Christi auf Erden umschrieb.<sup>4</sup>

Václav Žůrek umreißt den historischen, geografischen und dynastischen Kontext der Herrschaft von Karl IV. als römisch-deutschem und böhmischem König sowie Kaiser, der es als hoch gebildete Herrscherpersönlichkeit virtuos verstand, für die Legitimation seiner dynastischen Herrschaft alle Möglichkeiten der Präsentation seiner Macht zu nutzen. Zum Vergleich wird in weiteren Unterkapiteln der Blick auf das späte Byzanz, Frankreich, England, Skandinavien, Polen sowie auf die Sonderform der italienischen Stadtstaaten mit jeweiligen Gemeinsamkeiten und Unterschieden gelenkt.

Dass der – mit welchem Titel auch immer ausgestattete und in welchem religiösen Umfeld auch immer sich bewegende – Herrscher als Träger eines persönlichen Charismas und Person angesehen wurde, die den Untertanen Wohlstand und Sicherheit gewährte, zeigen die weiteren Texte. Diese behandeln unter anderem die chinesischen Kaiser, mongolischen Khane der Steppe, den buddhistischen Herrscher in Laos, Sultane im Ägypten der Mamelucken, die Kalifen im islamischen Raum und die muslimischen Herrscher im afrikanischen Mali sowie die christlichen Könige Äthiopiens oder auch den buddhistischen Staat in Tibet. Auch der amerikanische

<sup>3</sup> Vgl. hierzu *Melville, Gert/Staub, Martial* (Hgg.): Enzyklopädie des Mittelalters. Bd. 1. Darmstadt 2008, 31.

<sup>4</sup> *Kantorowicz, Ernst H.*: Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters. München 1990, 66. Auf Kantorowicz wird nicht dezidiert verwiesen. – Im Zusammenhang mit der Krönung Konrads II. stimmt der Hinweis, der „Meißner Erzbischof“ habe den Salier gekrönt, nicht. Es gab kein Erzbistum Meißen, vielmehr war es Erzbischof Aribon von Mainz, der Konrad am 8. September 1024 (nicht 1027) in Mainz zum König krönte und salbte. Vgl. *Wolfram, Herwig*: Konrad II. 990-1039. Kaiser dreier Reiche. München 2000.

Kontinent vor Kolumbus wird thematisiert. All diese Herrschaften haben Spuren hinterlassen, die sich in den jeweiligen Religionen spiegeln, wenn auch in sehr unterschiedlicher Form und Quellendichte.

Für die Legitimation der Machtansprüche des Herrschers war dessen vornehme bzw. übernatürliche Herkunft ausschlaggebend. Die christlichen Herrscher führten die Abstammung ihres Geschlechts nicht selten auf biblische Vorfahren zurück. Der Vorfahrenkult in amerikanischen Kulturen bedeutete unter anderem, dass sich die Exklusivität der Blutlinie hier von göttlichen Vorfahren ableitete und eine Garantie der Kommunikation mit diesen darstellte. Exklusivität und Unantastbarkeit des Herrschergeschlechts artikulierten sich dabei in unterschiedlichen Formen, bei den Inkas etwa durch inzestuöse Hochzeiten der Herrscher mit ihren eigenen Schwestern bzw. den mystischen Opferritualen der Maya, für die das königliche Blut die wertvollste Gabe darstellte. Zu den Legitimationsstrategien gehörte aber auch, dass sich ein Herrscher – am Beispiel des Heerführers Timur (1336-1405) verdeutlicht – bei seiner Herrschaft über unterschiedliche Glaubensgemeinschaften durchaus verschiedener Repräsentationsformen bedienen konnte.

Die Autoren richten in den einzelnen Kapiteln den Fokus keineswegs ausschließlich auf die politische Geschichte, sondern gehen auch auf die gesellschaftliche, mythische und theologische Verankerung von Macht ein. Zudem kommen theoretisch-philosophische Schriften, die sich etwa mit dem Thema der Kunst des Herrschens in den unterschiedlichen geografischen und kulturellen Milieus auseinandersetzen, zur Sprache. So entsteht ein vielschichtiges Bild des 14. Jahrhunderts, das für Lateineuropa „erste Lichte, die Kälte und den Tod“ brachte, um noch einmal auf Bernd Roeck und seinen Blick auf den Kontinent zurückzukommen. Schaut man über den Tellerrand Europas hinaus, war das 14. Jahrhundert weitaus mehr, als wir allgemein mit dieser Zeit verbinden. Dies zeigen die Autoren des vorliegenden Bandes in ihrer Tour d’Horizon auf. Freilich kann vieles nur in Ausschnitten präsentiert werden. Dennoch entfaltet sich ein farbenprächtiges Bild einer im Wandel befindlichen Zeit. Schade nur, dass ein abschließendes Resümee fehlt.

Leipzig

Thomas Krzenck